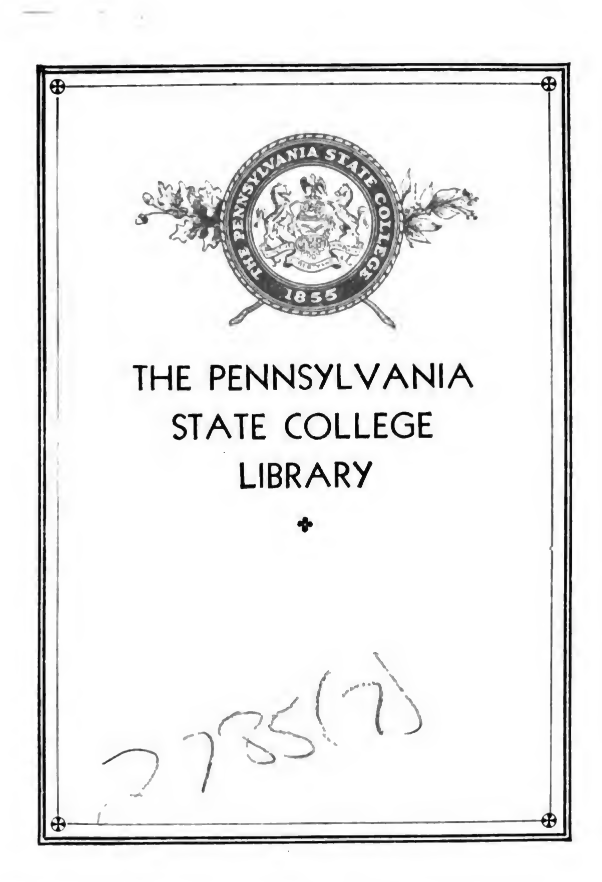


THE PENNSYLVANIA
STATE COLLEGE
LIBRARY

2735(7)

Digitized by Google

Digitized by Google

C. F. Gellerts
sämmtliche Werke.

Vierter Band.

Briefe.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1818.

831
G28x1s
v.4

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und Andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer; im andern Falle freyer, unstudirter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn.

223359

Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das größte hätten, nämlich, daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedene Ursachen, welche die Ausführung dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Drucke überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von Andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müssen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschlossene Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind: so wird man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die

Leser eine andere Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viel unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und Andere kennt! Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber, oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl angebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie niedergeschrieben hat; zumal wenn er noch lebt. Die Welt denkt alsdann nicht den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte: der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundin, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäfte, seine Schriften,

seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verliert alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihr Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Client, als ein Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg, so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundenen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist, so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen dürfen, und, wenn sie solche nur lesen möchte,

auch würde verstehen können. Aber der Inhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlangt solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondere Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weiß, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man, zum Exempel, weiß, daß der Andre mein Gönner ist. Man sollte das besondere Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar in diesen oder jenen Umständen und Aussichten, wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs, recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drukke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken, ohne die Gefahr eines Mißverstandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tageregister gewisser Hausangelegenheiten verstanden und geprüft werden könnten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundin, schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführt hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie größten Theils gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubte, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Drukke geschriebene, Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten, diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das Merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn, daß ich beydes die meistenmale weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsere Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind,

und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen oder jenen beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturen anlangt, wer weiß sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt, zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geantwortet, die Welt aus unsern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen habe ich blos jungen Leuten zum Dienst niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine

Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der andern vollkommen gleich, und jeder glaubt doch der seinigen:

'Tis with our Judgments as our Watches, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe.

Leipzig, im Aprilmonat, 1751.

Inhalt
des vierten Theils.

Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen.

Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen . . . . . Seite 1
Briefe 89

Leben der Schwedischen Gräfin von G**.

Erster Theil 227
Zweyter Theil 306

Briefe,

nebst einer

praktischen Abhandlung

von dem

guten Geschmacke

in Briefen.

Digitized by Google

Praktische Abhandlung
von dem
guten Geschmacke
in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler

wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsre Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredsamkeit, aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was uns bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertritt. Dieser Begriff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. *) Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man

*) Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularemus, illaboratus et facilis: tales esse epistolas meas volo, quae nihil habeant accersitum nec fictum. *Seneca ad Lucil.* epist. LXXV.

fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab; so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflege. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. „Hochwohlgebohren eines Sekretärs bedürftig sind, „und ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe ꝛc.“

Ein Frauenzimmer von gesunden Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht so, das wird ihre Critik seyn. Und was ist wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strotzend. Wenn sagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen —? Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: Sie sind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort bedürftig ist ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff,

weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefs zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu benachrichtigen scheint. Sothane Bedienung; dieses Beywort hört man in Gesprächen nicht. Seit vielen verfloßnen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst ꝛc. Verflossen ist überflüßig, bestmöglichst ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Allein wer sieht nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterschied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmuzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach, in der Art zu denken und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, ekelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey,

daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man bloß hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe keinen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich so wohl von dem Altfränkischen, als von dem Neumodischen, in der Sprache gleich weit entfernet.*) Man bedient sich im Schreiben der Worte,**) die in der Welt üblich sind. Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte

*) Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quinct.* L. I. c. 6.

**) Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vsum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, et fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. edit. *Elzev.*

hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andere im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeugen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde z. E. in einem Briefe diese Stelle: „Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke das größte Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst Ihrer Frau Gemahlin alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die spätesten Zeiten genießen mögen.“ Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „Sie können versichert seyn, daß mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche. —“ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gespräches abgefaßt; allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer

Verbindung, üblich. Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müssen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müssen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redte, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken Anderer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichnisse von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müsse, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müsse. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hinein zwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind, man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber er muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, anstatt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie den Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwe-

cken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntere und nachlässige Miene gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht; sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müssen daraus nicht schließen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekostet zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch sehr leeren, Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will: eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm

etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht und geredt haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein' Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muster *) guter Briefe, angepriesen hat. Es ist

*) Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweise hingeschmieret; sondern wirklich in solchen Umständen,

ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter, Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit seinem Gönner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

„Hochwohlgebohrner Herr rc."

„Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als „Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich „schon nichts mehr haben, damit ich mich für Dero

---

als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchischen Briefe, behaupten könne, daß es den Teutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig, als den Franzosen fehle. — Damit meine Leser nicht denken, daß ich bloß aus Begierde zu widersprechen so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weiß wohl, daß sie von großen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

„heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden „dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augen„blicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich „hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Re„densart finde, welche sich entweder zu Beschreibung „Dero großen Gemüths; oder zu Ausbildung meiner „unterthänigsten Erkenntlichkeit schicket. Ich habe mir „zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf „einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. „Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lob„schrift zu fassen: aber nachdem ich den ganzen Pli„nius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten „und heutigen Poeten durchstankert, so habe ich aller„erst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres Gleichen noch „nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine „Gemüthsart auch neue und ungemeine Formeln er„fordert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl be„mühen: Allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr „werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch „unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses „alles an einem einzigen, und zwar fremden, Men„schen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn „ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und „finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer „Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied „selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänig„stem Respect bewundre, was ich doch nicht anders „vergelten kann, als daß ich mich nenne

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorsamsten
Knecht."

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn so wohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen: „Wenn ich so verschwenderisch mit Worten, als „Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich „schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero „heutige Gnade bedanken könnte.“ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche Anfangs mit der Miene des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen: *) so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als sein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herrn von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie wer-

*) Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur. *Quinct*, VIII, 5.

„den dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da „ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung „Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner „unterthänigsten Erkenntlichkeit schickt." Man sieht nicht, wie das *Allein* hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das *dadurch* ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von *arm werden* vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vergmögens, wohl zu thun, entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen, *da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w.* Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnisses wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Clienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines *großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit* eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu

verant-

verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einem armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müssen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommner in seinem eignen Herzen machen, nicht aber sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal fürgenommen, meine Gedanken auf einmal, auszuschütten —" das ist sehr unverschämt mit dem Herrn v. Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem geradezu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Client verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller Andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der Größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt schon zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er

auch aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeugungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmaßen sollte, die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. „Aber nachdem ich den ganzen Pli„nius gelesen, und alle Schmeichel-Gedichte der al„ten und heutigen Poeten durchstankert, so habe ich „allererst gesehen, daß Ew. Excellenz Ihres gleichen „noch nicht gehabt, und daß Dero neue und unge„meine Gemüthsart auch neue und ungemeine Formeln erfordert." Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstankert. Durchstankern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert seine neue und ungemeine Gemüthsart blos neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. s. w.; würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat be-

trunken hätte? „Nun wollte ich mich auch hierum wohl „bemühen; allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr „werde es die Welt für Lügen halten, weil sie doch un„möglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses al„les an einem einzigen und zwar fremden Menschen „erwiesen ꝛc.“ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht würde glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet itzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, blos darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: „Ich thue also viel vernünftiger, wenn „ich schweige.“ Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der währste. „Ew. „Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buch„staben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen „seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, und seyn „zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respecte „bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, „als daß ich mich nenne Ew. Excellenz unterthänigen und gehorsamsten Knecht.“ Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentirt hat: so wird er am Ende auf

einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die bloßen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz, und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beydes anspielen. Sie machen sich Ihr Loblied selber; eine grobe Schmeicheley. „Und seyn zufrieden, „daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundere, was „ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich „nenne ꝛc." Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andere kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den neukirchischen galanten Briefen können zu Mustern

dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondere in Briefen, zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entsteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks. *) Allein ich habe schon erinnert, daß dieses

---

*) Man schreibt, damit man verstanden werde, und nicht allein, damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald, und ganz verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann; unverständliche oder verlegne Worte, oder solche Worte, die zwar gebräuchlich sind, denen wir aber andere Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im dritten Buche vom Redner: Neque vero in illo — diutius commoremur, vt disputemus, quibus rebus assequi possimus, vt ea, quae dicamus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis, vsitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volemus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum — non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig seyn, und man kann doch noch in seinem Vortrage dunkel und räthselhaft werden, wenn man zu viel, oder zu wenig Worte macht; gewisse Umstände verschweigt, die zur

nicht genug ist. Wenn das bloße Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und dem Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machte: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredet hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht thun

---

Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andere seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewisse Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, sobald sie davon schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen, als sie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdrucks sind: so verfallen sie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitoris, circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. Quinct. VIII. 2.

kann.*) Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müssen. Man muß endlich das Natürliche nicht blos in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefes, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufliessen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilt, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht blos mit dem Leichten zufrieden seyn müssen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schikken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt,

*) Nemo extulit eum verbis, qui ita dixisset, vt qui adessent, intelligerent, quid diceret, sed contemsit eum, qui minus id facere potuisset. Cic. de Orat. L. III. p. 463. ed. cit.

daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn sogar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem Andern, in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille *) sage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit,

„um noch gut zu schreiben, habe ich zu lange ge„schrieben, und die Runzeln meiner Stirne erstrecken „sich bis auf meinen Witz;" wenn ich dieses sage, so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich mehr als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist: so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen; darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine gewisse Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind zu

*) Oeuvres diverses de Pierre Corneille, à Amsterdam 1750. p. 84.

allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus est.

Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unsre Einbildung etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleichsam beschäftigt; sie stellt sich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegene Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbestimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel zu seiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbey streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konnte dieses alles bey dem moliuntur und comuntur selbst denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die blos verständlich sind, besteht: so kann sie matt werden; wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können: so wird sie langweilig und weitläuftig. Eben dieses kann entstehen, wenn

ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt, solche, welche die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie ist freylich deutlich, aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn, als eine große Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft und stark seyn muß: so muß gleichfalls die Rede, und sogar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben.

Werthester Freund!

„Da Sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weiß, was ich denken „soll: so habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die „Ursache Ihres langen Stillschweigens fragen, ob ich „Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen „Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. „Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf Sie „wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben soll-

„te, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich be-
„finde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem
„Landgute, wo ich zuweilen studiere, und mich zu-
„weilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich
„erwarte Ihre baldige Antwort, und bin rc."

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entsteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüthen oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter, und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worinnen sie besteht: so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Inhalte gegen den ersten. Er schreibt so an seinen Freund Paulinus: *)

---

*) S. den zweyten Brief des zweyten Buchs. Ich habe sowohl in diesem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedrückt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beyden, als ein Exem-

„Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs „seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, „daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, „und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch „meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, „ob sie billig ist. Indessen thue ich, als ob sie nicht „weniger billig, als groß, wäre, und bin sehr böse „auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben „haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder „gut machen, nämlich, wenn Sie mir wenigstens „nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will „ich allein für eine wahre Entschuldigung gelten las= „sen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war „nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde „ich gar nicht anhören; und ich war krank, das „wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Pau= „lin, lebe auf dem Lande, und ergötze mich zuwei= „len durch Studiren, zuweilen auch durch Müßig= „gang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen „Geschäften zu danken. Leben Sie wohl."

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhaf= ter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beyde Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie können mich nicht anders wieder gut

---

pel, anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unserer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs alle= zeit eben dieselben gewesen sind.

„machen, als wenn Sie mir nunmehr oft und recht „viel schreiben. Dieses wird mir die beste Entschul„digung seyn; alle andre werde ich verwerfen. —“ Von diesen Einfällen weiß der erste Brief nichts. Beide reden vom Bösesеyn. Der erste spricht: Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt, und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe schwächt, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fängt mit dem Bösesеyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Bösesеyn, der andere auch. Jener sagt gerade zu: „aber viel„leicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder „durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; „denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit „sollte abgehalten haben, mich Ihres Andenkens zu ver„sichern.“ Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht bloß aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Pli-

nius, dessen Briefen man die Mühe und das Studirte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικραίτιος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, saepe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedrückt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigungen vom verreist seyn, vom krank seyn, weiß Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läßt seinen Freund selbst reden: Non sum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

„Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen „nicht recht in Holland bey dem Herrn General ge„fallen wollte. Dieses war mir nicht lieb. Um desto „angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfahre, daß „es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie itzt über „meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn „General überschickt, zufriedner sind, als Anfangs. „Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich zuweilen „wünsche, es möchte Ihnen weniger da gefallen, da„mit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu „sehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich „nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will

„das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie „nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. „Ueber die vertrauliche Bekanntschaft, die Sie mit „dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich „mich von Herzen. Erwerben Sie sich ja seine Liebe „vollkommen. Leben Sie wohl.“

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnte sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll. *)

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich „selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrie„den, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen „wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. „Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Em„pfehlung an den Cäsar kein größtes Vergnügen hat„ten; und nun thut mir es weh, daß Ihnen etwas „ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die „Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß sie das, „was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre „Freundschaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten „Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. „Machen Sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß.

*) S. den 15. Brief des siebenten Buchs.

„Sie können nichts schöners aus dieser Provinz zurück „bringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! „Leben Sie wohl.“

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger ist, als die Vorstellung es erfordert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden. Rollin hat das Verdienst der Ciceronianischen Briefe vortreflich bestimmt. *)

Man

*) Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stile épistolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes sont gaies et enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves et serieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affaires publiques; et celles-là ne sont pas à mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il

Man kann einen Brief als ein Ganzes betrachten, und alsdann besteht das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht so wohl bekümmert, was ich dem Andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schließen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung

---

il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite, qu'il a gardée dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modéle de la netteté, de l'ordre, et de la précision, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit sur tout y remarquer la maniere adroite et insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton — Sa fameuse lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'histoire de son Consulat, sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l'art sont mises en usage. *De la maniere d'enseigner et d'étudier les Belles-Lettres.* Tome III. à Amsterd. 1765. p. 105 etc.

soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst, oder verschiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient sich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge, Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache das erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, *) keiner mühsamen Ein-

*) Illam vnam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo stulti sensus aut inepti, et nimis perturbatus abesset ordo. *Jo. Ludov. Vives*, ne conscr. epistol. p. m. 34. Nec in ordine quidem admodum laboro: qui optimus in epistola, neglectus aut nullus, ut in colloquiis incuriosum quiddam et incompositum amamus. — Omnino *decora est incuria:* et recte monuit Cicero, *epistolas debere interdum hallucinari.* Itaque ille ipse haesitat, revocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

richtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn. Diese Regel bleibt stets die beste, so viel man auch dawider einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen und unordentlichen Brief schreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbt hat, der wird freylich nach dieser Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle diese künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältnisse zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen. *) Ja man kann beinahe

*) Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi seruituti includunt, cuiusmodi ne

das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so, daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will. *) Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefschreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müssen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm

---

orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictauerit, non praeceptiunculae. *Erasmus* de *rat. conscr. epist.* p. m. 98.

*) Scripsit artem rhetoricam Cleanthes, sed sic, ut, si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *De finib.* L. 4. c. 7.

macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schluß-Formeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat. *) Die Briefe haben nothwendig steif

---

*) So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zum Theil von großen Gelehrten aufgesetzet worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; Andere über die Anweisungen der Andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Vives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen aureus libellus mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinne. In Philipp Horsts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beiden Bücher περὶ τῶν ἐπιςολικῶν τύπων, de epistolarum formis, s. typis, und περὶ τᾶ ἐπιςαλτικᾶ χαρακτῆρος,

und ängstlich werden müssen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erstickt hat. Sie haben einförmig und ekelhaft werden müssen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleysprache wäre die beste, und also auch die Sprache der Briefe; welches eben so viel heißt, als wenn man sagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigsten gehört, und beynahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen künstlichen Einrichtung eines

---

de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, und von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit und der Anmuth eines Briefs, ist vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Commentar darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Richelets Sammlung auserlesener Briefe steht, verdient gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amsterd. 1750. zu finden ist. Unter den deutschen Anweisungen haben sich des Herrn Rector Stockhausens Grundsätze den meisten Beyfall erworben Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anleitung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn D. Ernesti seiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

Briefes aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man. Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74. S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, so wohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost, nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler,
Hochgeehrter Herr Secretär.

„Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als „bey Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich

„die unverhoffte Nachricht von dem Absterben Dei„ner werthesten Eheliebsten bekommen. Die Spuren „von den Thränen, so Du in währendem Schreiben „vergossen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus „den Augen, und ich konnte mich um desto weniger „der Thränen enthalten, je größer der Verlust ist, „den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, „so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. „Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kin„derzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten, „und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlich„keit in dem Umgange mit jedwedem, ist werth, daß „alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher „Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, „den Verlust mit Dir beklagen, den Du insbeson„dere leidest. Ich weiß Dir selber keinen Trost zu„zusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den „Geist des Trostes in Dein Herz schenken, daß Du „in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege „erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß „ich forthin Dir allemal durch etwas anders, als „Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey &c."

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie,) und sehe, ob sie natürlich ist! „Ihre „(der verstorbenen Frau) Gottesfurcht, Häuslichkeit, „erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren „Eheliebsten, und ihre ungemeine Bescheidenheit und „Freundlichkeit in dem Umgange mit jedwedem, ist „werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen „von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewe„sen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den „Du insbesondre erlitten hast. —" Das heißt, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, son-

dern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studirte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also diese Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stufenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädikamente loben, wer mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Umständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in Einem Perioden; so pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seinen armen Freund gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau ist gestorben; ich bin betrübt darüber; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die

Erweiterung hat den Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu widerlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht Einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemeßne Ordnung giebt, die man schon im Vorrath hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die Vorstellung des Inhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; daß diese nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald sehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt schönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie

der Autor den Inhalt belebt und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr aus einander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Hauptinhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst. *) Dieses wird die Fähigkeit zu denken

---

*) Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Vorschrift des Erasmus: Neque sat habeat doctor, manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum — si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inseri oportebat: si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si locus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat breuius: aut si breuius perstrictum, quod fusius erat tractatum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. *De conscrib. epist,* p. m. 49.

bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund,

„Fahren Sie doch heute mit mir spazieren. Es „ist so schön Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie „viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben wer„den, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre „Gesellschaft keins haben werde. Wenn Sie mir „dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist „schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja."

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spazieren führe. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spazieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „Daß ich Lust hätte spazieren zu fahren; daß heute „schön Wetter wäre; daß er mir einen großen Ge„fallen erweisen würde, wenn er mit mir führe." Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er bloß Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner „Gesellschaft haben, das ich in seiner habe." Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß er vortheil-

haft für Ihren Freund wird. Lassen Sie ihn sehen, wie sehr Sie ihn lieben. „Ich will ihm also sagen, „daß ich überhaupt ohne seine Gesellschaft kein Vergnügen genießen könnte." Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn bloß auf die itzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. —

„Ich werde schreiben:

„Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und „fahren Sie heute mit mir spazieren. Es ist ein so „schöner Tag, und ich sage Ihnen, daß ich ohne „Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise „haben werde." Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „Ich will ihm sagen, daß ich „ihm wieder eben diesen, oder einen andern Gefal„len erweisen will. Ich will also fortfahren: Sie „können versichert seyn, daß ich Ihnen eben diesen „Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde." Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr Sie können versichert seyn ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „Ich will Ihnen alles wieder zu Gefallen thun, wenn Sie mir diese Freude „machen." Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „Ich bitte noch einmal." Wie

Wie wollen Sie also schließen? „Thun Sie es „doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte „Sie recht sehr.“

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein besonderer Zierrath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden; denken Sie „vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft kei„nes haben werde,“ weit besser sey, als die seinige: „Ich sage Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf dieser Reise haben werde.“ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschließen sollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müssen, wenn er gefallen soll. Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schlusse seines Briefes hätte. Wüßte ich einen gezwungnen Brief von eben diesem Inhalte: so würde ich ihn solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Briefsteller, der eben diesen Inhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

„Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, „daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie „durch Ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht „gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute „überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet, „eine Spazierreise zu thun: so bitte mir die Ehre „Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer „Stunde auf meiner Stube, und Sie werden so„dann den Wagen bereits vor der Hausthüre „finden."

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müssen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack, oder die geschwinde und zarte Empfindung, das, was schön, oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnt haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben

will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als Einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt habe, den Hauptinhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können, *) oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

Will

*) Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisin von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen von Büssy-Rabütin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racine, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen, in seinen Werken, haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den Lettres de Respect, d'Obligation et d'Amour de Mr. Boursault. à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreyßig. Boursault sagt in der Vorrede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange

---

abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfin von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in sechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hof hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind von 1670 an geschrieben. Die Briefe des Büssy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Academist, weniger darin redete: mit Einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel: Lettres, Memoires et Negotiations, herausgekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienst, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht, mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und Lionne an ihn geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheyrathetes Frauenzimmer schreibt an ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr un-

gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unternimmt,

---

ruhig wird: daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Originalgeschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, so bald man ein Frauenzimmer vom Verstande und von der Gemüthsart der Marquisin voraus setzt. Eben so genau schildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de Ninon de L'Enclos au Marquis de Sevigné, a la Haye 1750) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondere Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimnisse der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabene Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andere Seite schlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus dem Munde eines unverheyratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser, oder die Verfasserin, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine freye Lenclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß

und nicht Einsicht genug in beyde Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halbge-

---

sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weiß, ob sie ihn nicht selbst zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den Memoires de Jean Racine, die sein Sohn heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine Er ist es sogar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen großen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wenn weiß ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andere von Herr Strauben. In den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de Lambert, à Lausanne 174-) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verstande, nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen,

treue Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den Sinn seines Autors

---

nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fällt, daß sie zum Theil vielleicht zu tiefsinnig, zum Theil als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefe verschiedener französischer Scribenten, auszugsweise, in zween Bänden herausgegeben, und sie unter gewisse Classen gebracht. Ich zweifle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Briefschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Arenhold in seinem Conspectu Bibliothecae vniuersalis — Epistolarum, 38 - 58 Seite, Hanou. 1746. Es sind nach dieser Zeit noch eine Menge guter Briefe in französischer Sprache erschienen. Einen großen Theil derselben kann man in den gesammelten Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen, in 12 Bänden, und in dem Unterrichte und Zeitvertreibe für das schöne Geschlechte in gesammelten Briefen und Erzählungen, beyde aus verschiedenen Sprachen ins Deutsche übersetzt, lesen. Diese letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgesetzt und besteht bereits aus 26 Theilchen. Man hat im Italiänischen beynahe eine eben so große Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano und Lupis sind bekannt. Die Briefe des Annibal Ca-

ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten; oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthigt ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden. *)

---

ro (Lettere famigliari, Ven. 1574. II. Vol.) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen, die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Methaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

*) Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden, erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus adolescens, ut summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc asequebar, vt, cum ea, quae lege-

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und folge seinem eigenen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel, dem Andern zu gefallen und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles seinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beyspiele kümmerlich folgen, *) der wird ihm nicht allein nicht gleichen, sondern auch

---

rem Graece, Latine redderem, non solum optimis verbis vterer, et tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae nova nostris essent, dummodo essent idonea. L. I de Orat. p. 305. l. c.

*) Eum nemo potest aequare, cuius vestigiis sibi vtique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. Quinctil. L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, sic nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? ibid.

stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun; und eben so unanständig, blos auf Andrer Kosten zu schreiben, als auf Anderer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben, weil sie beydes in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und sie kommen dadurch aus den Grenzen des Natürlichen. *) Die

*) Plerumque optima rebus cohaerent et cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant. Ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus et inuentis vim afferimus. Quinctil. L. 8. Prooem. Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini: spectantesque tectum, et cogitationem murmure agitantes, expectauerimus quid obveniat; sed quid res poscat, quid personam deceat, quod sit tempus —, intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus. Sic nobis et initia, et quae sequuntur, natura ipsa praestabit. Certa sunt enim pleraque, et, nisi

Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Eckel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache, und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekömmt man viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entsteht das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hülfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sicher sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen. *) Die Em-

---

conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec rustici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus semper optimum esse, quod latet. L. X. c. 3.

*) Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balsac et de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, et qui doivent aux femmes leur naissanse. Le sexe va plus loin, que le notre, dans

pfindungen der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: so wird

---

ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours et de expressions, qui souvent en nous ne sont l'effet que d'un long travail et d'uni pénible recherche, elles sont heureuses dans le choix des termes, quelles placent si juste, que tous connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté et semblent être faits seulement pour l'usage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, et de rendre délicatement une pensée, qui est délicat. Elles ont un enchainement de discours inimitable, qui se suit naturellement, et qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujeurs correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans notre langue de mieux écrit. Tom. I, p. 152.

ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemähldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weiß, daß eins das andere erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal *) die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und

---

*) Juv. Sat. 6.

es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Boursault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch eckelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden seyn, wenn sie anders geredt, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachlässigkeit vermieden hätte. Sie ist außer der Stunde ihres Affekts in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen, eben so fruchtbar an Bildern, eben so naiv bey Kleinigkeiten.

Obgleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müssen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe, in einem hohen Maaße zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindungen erwecken will; so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand; und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affecten selber. Wer

recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungene Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfordert, wenn wir unsre Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze und andere witzige Einfälle fallen sollen. Der Affect aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön, als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich. Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen. Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwegener Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affecte schön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gele-

genheit überflüßig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden; es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky, *) über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müssen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen! Unser Herz nöthiget uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Clienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder Andre, bey dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll; allein er muß sie nicht

---

*) S. Neukirchs galante Briefe am Ende des Junkerischen Briefstellers, S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in Volks Briefsteller.

der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann an dem Neujahrstage, oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: Vix ex gratulando miser jam emineham. Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, wodurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft Angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„Meine Schuldigkeit erfordert, Ew. Excellenz „bey dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche „die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, „wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange „Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich „werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.“

Man

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verloren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn einmal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man sich der Canzleysprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch seine curiösen Hof- und Staatschreiben und durch seinen Vorrath wohlstylisirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

„Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden „das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnü-„gen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung „Unserer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Erge-„benheit nicht ermangeln wollen, zu dem gesegneten „Eintritte dieses instehenden neuen Jahres zu gratu-„liren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß der „Allerhöchste Ew. Liebden in diesem und vielen folgen-„genden Jahren mit aller selbstwählenden Fürstlichen „Prosperität, und demjenigen, was sonst zu Dero „Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, „die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continua-

„tion Dero höchstschätzbaren Freundschaft und Wohl-„wollens zu Erweisung rc. rc.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Außer der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sklavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstracte gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Briefsteller diese Titulaturen an bestimmten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Ekel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man meistens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben

uns noch weiter. Wir sollen, aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehl zu vollziehen; sondern: nachdem, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey- bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Danksagungsbriefe an große Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu sich immer verschiedene Umstände, verschiedene Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder Voiturischen Geschmacke überlassen,

und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der gröẞte Fehler dieser Männer ist, immer auf Einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste, ermüdet, wenn es immer eben dasselbe bleibt. Voitüre ist ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen *) angenehm zu lesen.

---

*) Der Herr von Voltaire setzet die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daẞ die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays. (S. seinen Temple du Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daẞ Herr Voltaire den Büssy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint eine kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitavall beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on

Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt, *) und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten mag folgender Brief **) an die Marquisin von Montausier seyn. Er wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

„Ob mich gleich meine Krankheiten von den „Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will „ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedie„nen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia „aufhören müssen, und Sie haben uns eine so gute „Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber „vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die „Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu er„wecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen „und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen „mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie „hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch „fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun

---

la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le style Epistolaire, qui surpasse le style fin et aisé du Comte de Bussy. S. *Causes celebres*, Tom. VI. p. 317.

*) S. den vierten Theil seiner Werke, d. 93. S. Amst. Ausgabe.

**) Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. p. 356.

„die süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die „ich gar verloren zu haben glaubte: so halte ichs „für meine Schuldigkeit, Ihnen, Madame, für „mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem „Ihrigen finde. Die Festtage Ihres Hauses sind „keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, „daß Sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, „Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt „ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie „unserm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und „weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufge„worfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, „wenn mir ein Wort entfährt, das prophetisch „klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, „noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, „was sich von zwo Personen herschreibt, für die ich „eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in „dem Falle unmöglich verwegne Wünsche thun, wenn „Sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortreff„liche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst her„kommen soll, als die vortreffliche Geburt: so glaube „ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophe„zeihungen zu seyn, als ich itzt in der Versicherung „bin, zeitlebens zu seyn rc. rc."

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beiden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süßen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „Ich

„habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für „mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem „Ihrigen finde.“ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisin die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Takte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und, wenn er sich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuß battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Inhalt aus bloßen Erzählungen besteht. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als daß heute dieser Fall, morgen ein anderer sich zugetragen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht blos wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese

beyden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie auf einander gefolgt sind. Man muß die geringen bald außen lassen, bald etliche in Einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig ist. Diese Art zu erzählen, ist schon ein großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht, sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemählde, die man im Erzählen von den Umständen, oder Personen, entwirft, insonderheit wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz, oder unsre Belesenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun, daß alles, so sehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzählung. Selbst wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten

giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die sowohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr, sowohl als in der Musik, namenlose Annehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Methoden lehren lassen, und die, wie Pope *) spricht, eine Meisterstand allein erreichen kann; so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzählung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzählen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen, denen man erzählt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig, oder kurz, traurig, oder lustig sind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Briefen, die eine Art der Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, voraussetzen, haben wir die Erlaubniß, sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen

---

*) Some beauties — no Precepts can declare,
For there 's a happiness as well as care,
Musick resembles Poetry; in each
Are nameless graces, which no methods teach,
And which a Master-hand alone can reach.
Essay on Criticism v. 142.

unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, halb im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht sowohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung darein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht sowohl von der Seite eines Briefs, man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefs an, und nach dieser Aussicht beurtheilt man ihn. Man untersucht nicht sowohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr, ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir gute Gedichte lesen, in welchen alles ohne Zwang, und doch weit feiner gesagt ist, als man prosaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen es ihm Dank, daß er so und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst

nicht sehen. Es gefällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Praleren, wenn wir sehen, daß er nicht sowohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andere diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind: so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindrucke angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hintereinander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und

immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemessene, geschmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechselung, ohne Mannichfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch, weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann. *) Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen munterer Briefe nicht allein erweckt, sondern

---

*) Vel ex poetis, vel ex oratibus possumus iudicare, concinnam, distinctam, ornatam, festiuam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamuis claris sit coloribus picta vel poesis, vel oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. p. 477. edit. Elz.

auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzogin von Bouillon geschrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfassers nicht selten verrathen.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe insbesondre eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberflusse des Witzes her. Sie ist nicht sowohl sinnreich, als naiv. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Man muß auch mehr als Einen lesen, wenn man ihre

Schreibart schmecken will. Eine Uebersetzung davon findet man in gesammelten Frauenzimmerbriefen.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedene gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, den verweisen wir in Ansehung der Briefe des Alciphrons auf die deutsche Uebersetzung des Herrn Professor Herels. *) Außerdem hat man von beyden eine, obwohl nicht ganz getreue, französische Uebersetzung. **)

---

*) Alciphrons Briefe, drey Bücher, aus dem Griechischen übersetzt von J. F. Herel. Altenburg, in der Richterischen Handlung, 1767. 8. Wer eine kurze und bündige Nachricht von den griechischen Epistolographen lesen will, dem können wir vorzüglich die Einleitung empfehlen, die der Recension vorgedachter Uebersetzung in der Neuen Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, im 5ten Bande, auf der 292. S. vorgesetzt ist. Eine Sammlung selbst aber von griechischen Briefen, Briefen von fünf oder sechs und dreyßig Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, hat Aldus Manutius in zween Bänden im Jahre 1499 zuerst heraus gegeben.

**) Lettres d'Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettres choisies d'Alciphron, traduites du Grec. à Londres 1739. Aristenäts Briefe sind eher Gemählde und Beschreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verstande.

Des Alciphrons Briefe sind zwar darinne nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt. Es stehen auch in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wird.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Ekel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An Callisten.

Meine Jungfer!

„Ich habe schon anderthalb Tage nichts gegessen, und ängste mich so abscheulich, daß ich mir „nicht mehr ähnlich sehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil sie „schon zwei Tage mit mir gezürnet. Es ist wohl „etwas: aber die größte Schuld hat mein Philax, „welcher gestern früh verschieden, und ein so unglückliches Ende genommen, daß die Seele schon vor der „Thüre war, als mein Junge mir allererst verkündigte, daß er stürbe. Ich kann nicht sagen, wie „ich mich darüber quäle, absonderlich, weil mich alle „meine Leute beschuldigen, daß ich an seinem Tode Ursach sey. Der arme Schelm hatte unsers Nachbars „Amarelchen gesehen, und besuchte sie etliche Tage „nach einander so oft, daß ich endlich furchte, es „möchte zu einer wahrhaften Liebe ausschlagen. Weil

„ich nun aus meinem eignen Exempel wußte, daß „nichts schädlicher sey, als dies Feuer, wenn man „es nicht bey Zeiten löschet: so wollte ich ihm die „Gelegenheit dazu benehmen, und schloß ihn etliche „Tage in meine Kammer. Inzwischen unterhielt ich „ihn mit guten Speisen, ich schmeichelte ihn mehr „als sonsten, und bemühte mich auf allerhand Art, „ihn aufzumuntern: aber dessen allen ungeachtet blieb er „betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wann „ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich die„ser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herze„leid und Kummer todt gegrämet. Ich weiß, daß „ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum „kann ich mir leicht einbilden, wie sie sich über diese „Zeitung geberden wird. Wie? wird sie sagen: „Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme „Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne „seine Buhlin nicht länger leben könnte: Warum „hat er ihn nicht wieder löß gelassen? Ich bekenne „es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich „gewußt hätte, daß ich irrte, so würde es wohl schwer„lich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weiß, „daß sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst an„gezündet, und kann leicht schließen, daß ein Mensch „empfindlicher ist, als ein Hund, und daß ihr alle „Stunden an mir begegnen kann, was ich an mei„nem Philax erlebet. Gleichwohl höret sie nicht auf, „mich einzukerkern, und meynt, sie habe ihre Sache „ganz wohl gethan, wann sie mich nur mit Worten „speiset, da sie mich doch inzwischen durch ihre uner„träglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! „Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich „bemühe zu thun, was sie befiehlet, je mehr befieh-

„let sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also „ist es unmöglich, ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig „sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorsamster Knecht rc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer, *) Franzischy. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersetzen.

*) Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-Aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höfliche verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andere Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherlei Erfindungen sowohl zierlicher Schreibgrüße und anderer Formularen, als vieler seltener Liebesfälle und mehrer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch C. F. 1679.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

„Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß sie von mir schriftlich verlangt zu wissen „was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeine, „es könnte ihr diese Wissenschaft mündlich viel „bequemer werden beygefügt. Denn daferne sie nur „einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mit„ertheilte; würde sonder Zweifel die erfolgliche Em„pfindung ihr genugsamen Unterricht geben, was das „Küssen sey und bedeute, und was Sinnenbeliebte „Veränderungen daraus entstehen. Weil sie deswe„gen die geschickteste Meisterinn ist, eine solche Frage „aufzulösen; möchte ich die Antwort lieber geben, „als schreiben, wenn es nach meinem Wunsch und „Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meinung „unter ihren Willen demüthigen, und kürzlich ihren „gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr „möglich, in einer Sachen, welche sich besser durch „die That, weder mit Worten und Buchstaben er„klärt.

„Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so „bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun kön„ne; besondern aufs wenigste ein paar Küsse, zur „Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu „prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon ge„schrieben.

„Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel „eines Lieb- und Treubeflissenen Willens: Ein Pfand„schilling künftiger Vereinigung: Die stumme, aber

„allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens:
„Ein Geschenke, das man giebt und verliert: Ein
„Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Korallinen-
„presse: Ein paar gegen einander schlagende Feuer-
„steine: Ein karmesinrothes Wundenpflaster der Lie-
„be: Ein süßer Lippenbiß: Ein holdseliger Mund-
„druck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu
„sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein
„Obst, so man zugleich pflanzet und abbricht: Die
„allerschnelleste Frage und Antwort zweyer Herzen:
„der vierte Grad der Liebe.

„Befinden Sie diese Beschreibung und Eigen-
„schaften des Kusses nicht richtig: Wohlan, Schönste,
„so laßt uns eine nach der andern an unsern Lippen
„fürnehmen und examiniren, und widerlegt mich
„durch die Erfahrung, so ichs etwan nicht recht ge-
„troffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zusammenziehen, und daraus entsteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagender Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küsse vernehmlich schallen? Und weil die Küsse das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, versteht sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er

nicht weiß, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprüchworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel ausserordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wann werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten; denn dazu gehört sehr wenig: sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht: allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich dergleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die freundschaftlichen Briefe, in Ansehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unsrer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen

ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, *) an Swiften, und vielen andern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsere Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben

*) In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! ich rede von dem Verfasser der Clarissa und des Grandison. So verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella, vom Sir Grandison bis zum Ritter Meredith herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existirt hätten; und diese Meisterstücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

doch andere Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache; und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sichrer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloß durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey Andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meisten zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Bey-

spiele, die in ihrer Art vortrefflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unserer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfordern, oder die uns bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Uebung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beyden ersten Künste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könnten. Wenige von denen, die studiren, sind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel sind, Andern eine gute oder schlechte Meynung von unsrer Geschicklichkeit beyzubringen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und, da diese, ohne die Kenntniß der Sprache nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihre eigene Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprach-

fehler *) mit seiner Kritik herabzulassen, den sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache sogar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitz einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein, man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

*) — sed heus tu, qui κανὼν esse meorum scriptorum soles, vnde illud tam ἄκυρον, fideliter inseruiendo? vnde in istum locum fideliter venit? cui verbo domicilium est proprium in officio — Epist. 17. Lib. XVI.

Briefe.

Digitized by Google

Erster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B * * *.

Es ist wahr, meine Briefe an Sie enthalten beynahe einerley; immer Versicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hochschätze; immer Danksagungen und gute Wünsche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht so redlich gegen mich gesinnt: so würde ich nicht beständig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie also Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) so stehen Sie beständig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu lesen. Doch was schadets? Können die Verliebten in Ihren Briefen, ohne es überdrüßig zu werden, von nichts, als von Liebe, reden: so müssen auch gute Freunde von der Freundschaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unsers

Herzens anfangen und beschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu seyn, und ich fühle so viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen sage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal sagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie sich! Ich bin entsetzlich für meinen Eigensinn bestraft worden. Dasmal auf einer Landkutsche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten lassen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Post zu erwarten, unmöglich so viel Böses wünschen können, als mir auf meiner Rückreise begegnet ist. Ueber sechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutsche und eine Nacht in der Schenke zubringen müssen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; so zerschlagen ist er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beschwerlichkeiten des Fuhrwerks sind immer noch das Wenigste, wenn ich an meine Reisegefährten denke. Stellen Sie sich einmal vor, wie ich in einem schwer

bepackten Wagen nebst drey Personen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte ersticken mögen, eingeschlossen sitze. Ich will Ihnen diese Leute auf die Art bekannt machen, wie ich sie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Gesichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit einem paar kleinen pechschwarzen Augen, mit einer Nase, die ganz über seinen Knebelbart herunter hieng; kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weste, mit einem schwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergessen, war mein Nachbar. Ich sah ihn anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund fest zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren seine Kunst an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Gesichter aufsuchen will: so stößt er mich ziemlich freundschaftlich in die Seite, und präsentirt mir seine beinerne Schnupftabacksdose. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finstre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finstrer ich aussah, desto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Execution in Zeiz mit beywohnen. Es soll eine arme Sünderin geköpft werden, und einer von unsern Leuten soll sein Probestück machen. Ich will gern sehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geschrieben, daß die Delinquentin einen sehr kurzen Hals hat. Je nun, wenn er sich auch nicht daran wagen wollte; so bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern steckte: so muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich

zitterte, ich sah das Stühlchen bringen, ich sah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorraengr, ich sah alles. Einer von den beyden übrigen Reisegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unserm ehrwürdigen Manne die meiste Hochachtung, und erkundigte sich sorgfältig bey ihm nach allen Personen, die in diesem Jahrhunderte im Sächsischen waren abgethan worden. Und das war unserm Scharfrichter schon recht. Er erzählte mit einer henkerischen Beredsamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperson, oder als College, seit der Zeit seines tragenden Amtes, das hieß, seit fünf und vierzig Jahren, beygewohnt hatte, und wünschte nichts mehr, als daß er sein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeschichte, die noch schrecklicher als die erste war, wieder auf. Unter diesen freundlichen Gesprächen, wozu noch seine Curenkamen, die er an Menschen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und also schon in R —. Hier stieg unser Scharfrichter ab, und bedauerte sehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reisen, weil er sich hier, wegen seiner Patienten, (es war eine Viehseuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erstemal aus freyer Brust Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer sieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünschte dem Scharfrichter noch allerhand Böses; als ein junger Mensch, den ich noch wenig be=

merkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutsche hervor kroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich sah ihn für einen jungen Studenten aus J — an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Miene wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungesittet, aber desto gelehrter. Er besuchte nach einem halben akademischen Jahre seinen Herrn Vater zum erstenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit versuchen, die er zu Hause ausschütten wollte. Der Leinweber schlug sich Feuer zum Taback an. Dieses erinnerte meinen jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein System, und docirte so gelehrt, daß der Leinweber vor Erstaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfschütteln, das mir das Stoßen des Wagens verursachte, unstreitig für einen Widerspruch. Dieses machte ihn nur hitziger, und seine Augen wurden ganz electrisch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonstrirte mir, daß mir die Haare zu Berge stunden. Ich wollte eben aus dem Wagen steigen, als der Leinweber zu ihm sagte: Ich möchte Sie predigen hören, es geht Ihnen vortrefflich vom Munde. Ja, sagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater besteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angst an; ich dachte, Sie legten sich auf die Philosophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philosophie in der Theologie auf. Wer nicht demonstriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jerusalem, das sind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden — Hier hätte ich

mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünscht; denn so lange dieser da gewesen war, hatte unser Demonstrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er versicherte mich, daß er es schon auf der Schule weit in der Poesie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er schalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Versen sagte er, daß kein Judicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er stieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unserm Kunstrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen so glücklichen Tag sollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unser Kutscher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit seiner Frau auf eine Hochzeit gereiset, und hatte die Herrschaft seinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlassen. Sie können leicht denken, daß nichts zu essen da war; aber das verschlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, sobald ich in die Stube trat. Ich wünschte mir nichts, als gut Wasser. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glase zugleich alle Gattungen von Gewürme, die in dieser Gegend seyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und versprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß sie ihre Kammern selber brauchten, und in den meisten Obst liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieser brachte es so weit, daß die Streu um neun Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann

gebe=

image
not
available

Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Musik ganz betrunken. Ehe ich so glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein Paar Mäuse schrecklich über mich weg. Ich, der ich vor diesen Thieren natürlicher Weise zittere, sprang aus meinem Bette, setzte einen Stuhl auf den Tisch, und mich auf den Stuhl, und so blieb ich sitzen, bis ich hörte, daß der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schon so viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von seinen ausgestandenen Unglücksfällen? Ich küsse Ihnen die Hand für alle die Freundschaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hause erwiesen haben, und thue ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An den

Herrn von P***.

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlin? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,

In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben:
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen sich beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlin wohl anders, als zufrieden, leben? Ich sehe sie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unschuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnsucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrscht in allen ihren Zügen.
Sie sieht sich um. Nach wem? Nach Dir!
Ihr Auge spricht. O laß michs wagen,
Und was ihr Auge sprach, mit meinen Worten sagen!
„O P — mein ganzes Herz ist Dein.
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muß Zeuge seyn,
„Daß keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unsre Herzen sich gewählet,
„Und der beglückten Wahl sich freun.
„Ein jeder Blick muß Zeuge seyn,
„Daß wir stets zärtlicher empfinden,
„Daß wir stets fester uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muß Zeuge seyn,
„Daß wir uns selbst die Freuden geben.

„Die alle Stunden sich verneun;
„Daß uns vergebens Sorgen dräun,
„Daß wir vor keinem Unfall beben,
„Und daß, so lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Fest der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kuß muß Zeuge seyn,
„Daß wir kein größer Glücke wissen,
„Als uns Zeit Lebens zu geniessen,
„Als uns zu sehn, zu sprechen, und zu küssen."

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Gesellschaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlin zugebracht habe. Ich sehe noch jede kleine Miene, mit der sie einander liebkosen, und einander tausend schöne Dinge sagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobsprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlin beschrieben. Ich sehe noch die Röthe und die niedergeschlagnen Augen, die ihr diese Lobsprüche abnöthigten. Ich höre sie noch bitten, daß Sie sie nicht loben sollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daß sie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beyde seyn, und an Ihrem Beyspiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie sie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuschauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebster P — wenn es bey mir stünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in langer Zeit nicht von Ihrer Seite Doch es soll mir so gut nicht werden Ich muß mit der Hoffnung zufrieden seyn, Sie mit dem Ende des Jahres erst wieder zu sehen. Aber werde ich denn binnen dieser Zeit nicht wenigstens einen Brief

von Ihnen erhalten? Nicht Einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlin nicht schenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beyde noch nach meinem Wunsche leben; daß Sie den Neid eben so besiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund sind: so will ich zehn Briefe dafür schreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.

An eben Denselben.

Hochwohlgebohrner Herr!

Ihre Frau Schwester, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlin gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich besorgt ist, hat mir befohlen, ein Trostgedicht an Sie aufzusetzen. Wollte Gott, daß dieses das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es ist es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verlusts zu sehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig sollte trösten können, und Sie sind zu betrübt, als daß Sie meinen Trost anhören sollten.

Was soll ich, Dich zu trösten, sagen?
Du klagst, und ich will mit Dir klagen,
Dieß ist der beste Trost für Dich.

Du weinest aus gekränktem Herzen!
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und Ihr Verlust erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir sich in der Tugend üben?
Mit Dir sich Deines Glücks erfreun?
Mit Dir die Last der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehst, entgegen eilen?
Dir Freundschaft, Welt und Wollust seyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; sie sind Liebe, sie sind die zärtlichste Liebe, sie sind die sichersten Beweise von dem Werthe Ihrer seligen Gemahlin, und Sie wären Ihrer nicht würdig gewesen, wenn Sie sie weniger beklagen könnten. Bedauernswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichste Ehemann zu seyn! In dem ersten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlin, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unaussprechlich liebte, die das edelste Herz besaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt geschaffen! Sie verlieren sie, nachdem sie Ihnen einen Sohn geschenkt hat. Mein ganzes Herz weigert sich, eine Person, der ich das längste Leben versprochen und gewünscht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Gesundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geschmückt, gesehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum stillen Verehrer ihres Geistes gemacht hat; ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert sich, diese Person sich itzt im Sarge vorzustellen. Der Abschied Ihrer Gemahlin, den mir Ihre Frau Schwester überschrieben, hat mich tausend Thränen gekostet: „Also muß ich Sie verlassen? O Gott,

„warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie „lieben müssen? Sie, Sie machen mir mein Ende „schwer, sonst nichts in der Welt. — Kann ich Sie „denn nicht noch ein Jahr besitzen? Doch, Herr, nicht „mein Wille, sondern der deinige geschehe! — Ver„lassen Sie mich. Ich liebe Sie, ich sterbe." Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergesetzet. Es ist die größte Betrübniß für Sie darinnen; aber auch sehr viel Trost. „Verlassen Sie „mich. Ich liebe Sie, — ich sterbe." Weinen Sie, liebster Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treusten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundschaft noch der Liebe kennen, sehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und schämen sich der Thränen, die der Natur zur Ehre fließen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es ist unmöglich, den ersten Regungen zu widerstehen. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sich die Heftigkeit unsrer Empfindungen setzt: aber ich weiß, daß Sie dieser Zeit, durch die Vorstellungen der Weisheit und Religion, zuvor kommen werden.

Denn, Freund, wem ist der Menschen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre standhaft seinen Rath!
Ach da, wenn uns der Herr betrübet,
Ist er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach seiner Weisheit that.

Dieß ist der einzige Trost, den Andre, und wir selbst uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An den

Herrn von E***

Halb ist es Rache, daß ich Ihnen so spät antworte, und halb Beschäftigung. Rache? werden Sie sagen: Ist nicht mein langes Stillschweigen durch eine Menge verdrießlicher und trauriger Zufälle entschuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E⸗⸗; Sie mußten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu gewählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weis Ihnen für diese Bescheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundschaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer sowohl wissen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period ist nunmehr vorbey. Was soll ich Ihnen nun sagen? Daß ichs von Herzen gern höre? Das sagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde sind. Aber, wenn Sie mir geschrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: so hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, ist ein sicheres Verdienst zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen sagen kann, und bin ꝛc.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundin von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey Andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weis, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, gnädiges Fräulein, für Ihre gütige Meynung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben in eben diesem Briefe an Ihre Freundin gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können, und ich versichere Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es wissen zu lassen, wem sie ihr Glück zu danken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn

es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn Sie einmal vermählt seyn sollten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquisin de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerin und Freundin gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht so wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine so wohl, als - - ? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte: und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundin, und in meinen Augen verloren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Inhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich schließe also, und verbleibe mit der größten Ehrerbietung rc.

Siebenter Brief.

An eben Dieselbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu schreiben, würde Ihnen bald zur Last, oder

doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen so sorgfältig und so schön beantworten wollten, wie den ersten. Ich bitte Sie also, mir nur selten, oder nur ein Paar Zeilen zu antworten, und aus dieser Bitte zu schließen, daß ich lieber das größte Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringste Mühe machen will. Diese Bescheidenheit ist eine nothwendige Tugend, wenn man so viel Hochachtung für eine Person hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundin so hart verwiesen, daß sie Ihnen etwas von dem Beyfall gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart gesprochen habe? Sie liebt Sie viel zu sehr, als daß ihr auch das geringste Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig seyn sollte; und sie versteht sich viel zu gut auf die Sprache der Ueberzeugung, als daß sie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone selbst, mit dem ich sie ausgesprochen habe, hätte schließen sollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Personen Ihres Geschlechts haben, zu wenig; und eben dieses Verdienst muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur desto mehr erwerben, und Andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die Sie sich selbst versagen. Wer so lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fräulein, der schreibt allemal schön, und um desto schöner, je weniger er daran denkt, schön zu schreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und selbst ihre Nachlässigkeiten sind noch liebenswürdig. Es ist ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geschlecht in den Briefen über-

trifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon seyn. Vergeben Sie mir diesen pedantischen Ausspruch wegen seiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande seyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich selbst nicht gut schreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu schätzen weiß. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu seyn ꝛc.

Achter Brief.

Madam,

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als Ihr C = = ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und = = = darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q = = =? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann = = = Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltene Begebenheit verdient es ja wohl! = = = Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundin, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um

diese Zeit ein Geschenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: so hätte ich meinem Pathen alle diese Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken; mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. = = = Ich soll sie aufheben; wollen Sie mir sagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr ist es zu spät. Ich besann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie also lieber bis wieder auf eine solche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen fast mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betschwester zu reden = = = Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungrischen Wein, seinem Stande gemäß, im Keller haben soll. Sagen Sie ihm doch, daß er sich mit einem Antheil sehr beliebt bey mir machen, und zugleich als mein ehemaliger Respondent, das Präsidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal sehen und küssen. Es sind freylich sechzehn Meilen; es ist auch schlechter Weg; es ist kalt: aber alles dieses wird mich nicht abhalten. Das menschliche Leben ist kurz, ich will reisen, und Sie noch einmal sprechen, und Ihnen ganze Wochen lang sagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie sehr ich stets gewesen bin, und noch bin ꝛc.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin seit vierzehn Tagen ein rechter Heavtontimorumenos. Lassen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verstehen, und das ich Ihnen vielleicht selbst nicht recht erklären kann. Es schickt sich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Lesen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat so was schwerfälliges und verdrießliches bey sich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauschen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriednen und mürrischen Menschen bedeuten, mein Herz sagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten sollte: so will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriednen bedeuten soll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heavtontimorumenos bin ich seit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Ich bin viel zu verdrießlich, als daß ich nachsinnen sollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungestört verdrießlich seyn, wenn ich lange nachsinnen wollte? Ich habe die schönste Gegend vor mir, und ich nehme mich sehr in Acht, daß sie mich nicht rührt. Ich sehe sie an, und denke nicht auf das, was ich sehe, sondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieses, ich möchte jenes lesen, ich möchte sie alle lesen. Ich berathschlage, welches ich lesen will, und nach langen Berathschlagungen nehme ich

ein anders, als ich gewählt habe. Ich lese, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß sind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken sollten dunkel, die Sprache sollte ängstlich seyn; dann würde ich lesen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwa krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn wenn ich nicht krank seyn sollte: so müßte ich beynahe närrisch seyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Hasses gegen mich selbst, nicht seyn. In den ersten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieser Gegend nicht satt sehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüsche zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu sehen: so ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschenen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde; er starb alt und Lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weiß nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weiß ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum

kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weiß ich auch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht innständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmesser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese List nicht? — Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf Ihr Gewissen, meine Freundin, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schließen, als daß ich mürrisch bin, daß ich selbst nicht weiß, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin? Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinem Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die größte Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr ꝛc.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L — haben bekannt machen wollen. Er ist aller meiner Freundschaft und Liebe werth, und seine persönlichen Eigenschaften würden mir schon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigsten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntschaft gesucht hätte. Um desto mehr werde ichs thun, da mich die Freundschaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen seinen Herrn Vater dazu verbinden. Gesetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder selbst begangen habe, oder wohl noch begehe: so wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn können. Gelehrt werden ihn schon andre Leute und sein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey seinen wenigen Jahren schon so viel gelesen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt sich alles hoffen. Leben Sie wohl, und schicken Sie mir bald wieder einen so geschickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H—g.

Sie mögen seyn, wo Sie wollen, Sie sind nirgends sicher vor meinen Briefen. Ich habe mir so fest vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern schuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe schreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das schlimmste ist: so finde ich oft eine so große Wollust im Briefschreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beschrieben ist. Aber zum erstenmale will ich Sie nicht so sehr erschrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es ist Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu bestrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf diese Art noch vielmal würde satt schreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H—, es ist mein größtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umständen zu haben. Ich wünsche Ihnen die größte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von Niemanden lieber, als von Ihnen selbst. Sagen Sie mir dieses, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner sind: so will ich Ihnen wider meine Neigung versprechen, Sie länger, als einen

Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen zwar schwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin 2c.

Zwölfter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort schuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine schuldig wäre: so würde ich doch an Sie schreiben, und Ihnen sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin, und wie sehr ich wünsche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünsche ich auch, daß Sie noch bey mir seyn möchten; und wenn sich Ihr Glück mit diesem Wunsch vertrüge: so würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indessen froh, daß Friede ist, oder daß wenigstens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf diese Art Sie am ersten wieder in Sachsen zu sehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, sonst werde ich sehr finster aussehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S— vorgelesen, und sie war böse, daß er so kurz war. Wie gefällt Ihnen dieser Lobspruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein Compliment hinzusetzen habe? Was macht denn der Herr Major G—? Sagen Sie ihm nebst tausend freundschaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.

An drey Schwestern.

Ich begehe eine Freyheit, die sehr neu ist. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geschrieben, ohne sie zu kennen, ohne sie gesehen zu haben, und ohne ihren Namen zu wissen? Hören Sie mir unbeschwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieser Brief in Ihre Hände kommen sollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L — zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie so gütig gewesen sind, mich grüßen zu lassen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfall zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit besitzen, oder, den Lobspruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande seyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen sollen. Ich that es; aber mein Freund war so boshaft und so eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete. „Ob Sie die Namen wissen oder nicht, „fieng er trotzig an; genug, es sind drey angenehme „und kluge Frauenzimmer, drey liebe Schwestern, die „den Geschmack und ihre verführerischen Schriften „lieben. Das ist alles, was ich ihnen sagen kann. „Sie wohnen in G —. Sehen sie, hier steht es; „aber mehr erfahren sie nicht, und wenn sie auch „vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf einmal bekommen sollten.“ Dieses unbescheidene Compliment beleidigte mich um destomehr, da mein Herz von

dem Lobspruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz stolz war: dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewissen lächelnden Miene, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne gesehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an diese drey artigen Schwestern bestellen wollte, aber versiegelt. Ja, sagte er, weil sie noch Caffee haben, so will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen: doch, so bald die Pfeife aus ist, so muß der Brief fertig seyn, oder ich bestelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böse Mensch! Itzt klopft er den Knaster aus. Er steht gar auf. Ich möchte so gerne noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie so gern um Ihre Freundschaft bitten. Ich muß alles vergessen, wenn ich anders will, daß dieser Brief fortkommen soll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu sagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Sehen Sie wohl? Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster= oder Michaelismesse vorbey lassen, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich lasse mir

mein Recht nicht nehmen; ich schreibe, so lange ich gesunde Hände habe. Es ist gar zu hübsch, wenn man sich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt sieht. Ich komme selten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigstens eine von meinen Schriften auf dem Fenster, oder auf dem Nachttische, ganz sauber eingebunden finde. Ich kann ihnen nicht sagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hause, und nehme die Feder in die Hände, und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers seyn sollte. Unlängst komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt ist, herein, und langt aus seinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brod war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in seiner Sprache an, bingt mir das Buch fein fest und schien ein. Christoph, sprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er sichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeister und der Schulze auf seinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerst gesehen, sich bald scheckicht darüber gelacht hätten, so viel spaßhaftes Zeug stünde darinne; er sagte, daß er einen kleinen Sohn hätte, der schon hübsch lesen könnte, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und seine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorlesen sollte, so würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch

jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen lassen: ich wollte ihm was abbrechen, aber er sagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groschen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehen. Ihr Narr, sprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geschrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr selber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht so viel gegeben. Nunmehr hätte ich gehen können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen sollte, und er that es zu meinem Glücke, denn ausserdem würde ich mich dem Bauer selbst entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten sehen sollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achseln klopfte, und mich ermahnte, mehr solch schnakisch Zeug zu schreiben! Ich war den ganzen Tag ausserordentlich aufgeräumt. Ich stellte mir alle meine Leser von dem Größten bis zu dem Holzbauer vor, und beschloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G— fertig zu machen, den Sie mit diesem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde schwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, sonst schreibe ich Ihnen keine solche merkwürdige Histörchen mehr. Ich bin ꝛc.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S**.

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Friesel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ich es für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porcellantisch umgestossen, und gestern Nachmittags — darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! — gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück an! ist Ihr ganzer Silberschrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis diese Stunde noch weiß, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle hersetzen wollte, die sich seit Ihrer Ab-

wesenheit zugetragen haben. Nur noch Eine Ursache kann ich nicht verschweigen, die mich insbesondere Ihre baldige Rückkunft wünschen heißt. Es ist ein Ruf, den ich nach B— mit der heutigen Post erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unschlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum sind Sie doch gereist? Was soll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L— verlassen kann, ohne Ihnen für die tausend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in so vielen Jahren erwiesen haben. Und gleichwohl — Ich dächte, Sie kämen noch diese Woche zurück. Ihre liebe Mama kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie — Ob das alles wahr ist, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein sagte, so kämen Sie nicht so bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebster rufen. Was wird wieder vorgegangen seyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hause nur auf Ihre Abwesenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An eben dieselbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie saßen und schrieben, und ob Sie gleich

beynahe sechzig Meilen von mir sitzen mochten: so konnte ich durch Hülfe des Traumes doch so viel sehen, daß Sie an einen guten Freund schrieben. Wer wär froher, als ich? Ich sah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewisser, als daß Sie an mich schrieben, ja ich war schon etlichemal im Begriffe, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und stieß so unvorsichtig an den Tisch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angst entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Base erzählt. Sie sagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abwesenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antworten. Lassen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Posttage an Sie schreiben, und Ihnen sagen darf, wie hoch ich Sie schätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden sind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie sich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B — kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden soll. Ich will zu Ihnen nach G — ziehen. Nach G? warum denn das? Um den guten Geschmack befördern zu helfen, der in dieser Stadt unter dem Frauenzimmer herrscht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben sowohl Collegia lesen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut liebe Madam, so suchen Sie mir ein halb Dutzend hübsche und wizzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poesie, in dem Briefschreiben, in der Philosophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will so wenig ein Pedant, und so wenig ein junger Mensch seyn, als es die Beschaffenheit meiner Zuhörinnen fordert. Ich will auf öffentliche Kosten eine Frauenzimmer-Bibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Lesen fehle. Ich sähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen sich zur Heyrath entschließen; so wollte ich Ihnen, zum Besten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit, ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel, sie zu erhalten, sie zu versüßen, und so weiter, lesen. Was meynen Sie?

Sollte ich mich nicht um Ihr Geschlecht durch diesen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorsage, das sie morgen nicht mehr wissen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läse um die Ehre, und wenn mir die Witzigste von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkosungen machte: so würde ich mich für sehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hause muß ich wohnen, denn Ihre und der Ihrigen Gesellschaft ist die erste Ursache, warum ich in G — leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Achtzehenter Brief.

Hochzuehrender Herr Pastor,

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermisse! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Person zu sehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da sollen unsre Umarmungen erst angehen, wenn uns eine gewisse Stimme in unserm Herzen sagen wird, daß wir es sind, die sich einander suchen. Gott! Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft! Und wie wenig sind derer, die dieses Geschenke des Himmels zu schätzen und zu gebrau-

chen wissen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit soll mir manche schwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben diese Dienste! Ich traue es ihr wenigstens zu. Was würde die Welt, die dieser Empfindungen nicht fähig ist, von uns denken, wenn sie uns so reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundschaft halten? Doch was gehen uns die Blöden an, die ihre eigene Menschheit nicht kennen? Ich würde mich kränken, wenn ich weniger genöthiget wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr als Einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücke darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe Sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andere Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Ver-

langt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor das Werk setzten. Ich sage Ihnen dieses mit schwerem Herzen; allein ich will lieber einmal wider meine Natur strenge seyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienste genug um den guten Geschmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den schönen Wissenschaften durch andere Schriften befriedigen, wenn es Ihnen sonst Ihre Amtsgeschäfte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in Ihren Umständen gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jakob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Person gekommen; aber funfzig Meilen, das ist freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebste und allen, die zu Ihrer Freundschaft gehören, und schreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denselben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geschwiegen hätten: so würde ich doch nicht einen Augenblick auf die Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so

sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigene Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es, so ist man unruhiger, als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Anzahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu erlangen ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Versuch zu wagen, und die schrecklichen Gedanken: Wird es dir auch gelingen? Wirst du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was sind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors schmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Prosa. In dieser verspreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht ist

Ihrem kleinen Jakob das Glück, oder Unglück, aufgehoben, sich durch die Poesie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnasse zeigen kann, den ich gern selbst erstiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen suchen soll! Lehren Sie ihn, sobald es seine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieser Verfassung zu mir kömmt: so werden wir schon gute Freunde seyn, und gern mit einander studieren. Der zweyte Theil der G — ist schon an der Michaelismesse herausgekommen. Ihre Frau Liebste hat also nicht Ursache, auf meine Langsamkeit böse zu seyn; vielleicht aber auf meine Geschwindigkeit, wenn Sie das Werk gelesen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenstes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal mit der größten Hochachtung und Aufrichtigkeit ꝛc.

Zwanzigster Brief.

An den

Herrn von A**.

Ihr Geschenke ist mir sehr angenehm gewesen, doch die freundschaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, ist mir noch kostbarer, als das Geschenke selbst. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern stehen sehen, ohne mich über die Gewogen-

heit

heit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünschen, daß ich sie verdienen mag. Ja je gewisser ich weiß, daß Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen oder hoffen, desto mehr wünsche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu seyn, und Ihnen zu zeigen, daß ich wenigstens eben so gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weiß ich, und die mir auch die liebste ist, wenn sie nur schon da wäre. Sie kömmt gewiß. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich sehe Sie gewiß noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlin; ich sehe

Dereinst noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyspiel sich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des besten Vaters würdig seyn.

Ich bitte um Ihre Freundschaft, ob ich sie gleich schon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gerne schreiben; denn warum schreiben Sie so schön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schwester das ehrerbietigste Compliment zu machen. Wie viel Glück wünsche ich dem, der sie verdient; Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung Ihr ergebenster Freund und Diener.

Ein und zwanzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigstens durch eine gute Absicht um den jungen Herrn von G — verdient zu machen: so will ich einen Vorschlag zu seiner Erziehung thun. Er ist gar nicht sinnreich, er ist vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deswegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Besitzer seiner eignen Güter werden: so kann er nie zu viel lernen, und, um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hause hat tausend Hindernisse. Ein Hofmeister kann unmöglich alles wissen; und wenn er auch viel weiß: so hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müssen leicht und angenehm lernen, ehe wir wissen, wie viel wir zu lernen haben. Es ist nicht genug, zu lernen, wir müssen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein die Welt zu Hause ist nicht allemal die beste. Wir sehen nur immer einerley Geschöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, so bemerken wir auch Andere wenig. Kurz, wir bleiben gern schläfrig in unserm eigenen Hause, und werden in unsern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hause zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen noch gehorchen. Doch ich will ja kein

Buch schreiben. Ich will nur sagen, daß es sowohl für den Verstand eines jungen Menschen, als für sein Herz und für seine Sitten, vortheilhaft ist, wenn er an einem fremden Ort erzogen wird.

Könnte sich die gnädige Mama entschließen, ihren Sohn von sich zu lassen: so wünschte ich, daß er unter der Aufsicht eines Hofmeisters, dessen Herz eben so gut seyn muß, als sein Verstand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr ist erst zehn Jahr alt. Dieß sind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus sich machen läßt, weil unser Herz nicht weiß, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: so wird es uns sogar beschwerlich werden, müßig zu seyn. Man weiß oft nicht, wozu ein junger Mensch geschickt ist, bis er vieles versucht hat. Es ist also gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu sehen und zu hören. Der Herr von G — hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeister in Sprachen, in der Musik, im Zeichnen, zu ihm auf die Stube gehen lassen. Er wird auf eine leichte Weise zu den ersten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht bey Zeiten, damit er den Körper in seine Gewalt bekömmt, und derselbe desto dauerhafter wird. Er geht mit seinem Hofmeister in Gesellschaften, und wird der Welt gewohnt, ehe sie ihn noch rührt. Er speißt an einem Familientische, und wohnt in dem Hause eines angesehenen Mannes, wo er stets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf diese Art ist der junge Graf — als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in sein

sechzehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit seinem Hofmeister auf Reisen gegangen. So sind itzt noch verschiedene sehr junge Herren hier. Der Vortheil ist groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu seyn. Kommen sie in dem sechzehnten oder achtzehnten Jahre erst auf Universitäten: so sind sie oft schon zu lüstern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die bösen Beyspiele, wenn sie auch das beste Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausschweifungen verleitet. Es versteht sich, daß sich der Hofmeister wenigstens auf sechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufsicht lassen muß. Er muß sein Freund, aber auch sein Gebieter, seyn können. Er bildet seinen Verstand und sein Herz, und sorgt, daß diejenigen, die ihn unterweisen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles selbst. Es versteht sich ferner, daß der Hofmeister auch mehr, als gewöhnlich, belohnt werden muß. Und was ist es denn, ob der junge Herr etliche tausend Thaler mehr, oder weniger hat, wenn er dafür geschickt worden ist, der Welt und sich zu dienen, zu seiner Ehre, zu seinem Vergnügen, zu seinem Glücke, zu leben, und sein Vermögen vernünftig zu genießen? Wenn sich Herr K — zu dieser Stelle verstehen wollte: so hielt ichs für sehr gut. Er hat Verstand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an seine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das ist leider schwer. Ich erwarte Ihren Ausspruch, und bin 2c.

Zwey und zwanzigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr rc.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu schreiben: so würde ich mir sie doch nehmen; so groß ist mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin so stolz, da ich gar glaube, daß Ihnen diese Versicherung nicht gleichgültig seyn kann.

Estimer la vertu, c'est toujours ma maxime;
Voyez vous la raison, pourquoi je vous estime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieses Geständniß unangenehm seyn sollte; dazu aber sind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es ist also gewiß, daß ich vor Andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieses gesagt: so dürfte ich bald meinen Brief schließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal sage. Doch, ich kann noch nicht schließen. Ich muß erst fragen, wie Sie leben. — Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigstens weiß ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie diese aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu schreiben, und ich würde Sie recht inständig darum bitten, wenn ich dieses Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eigenen Gütigkeit, als

meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beständig mit der größten Hochachtung seyn ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

Liebe Mama,

Meine Schwester hat Ihnen gesagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen lassen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es Ihnen eben so gern schicken, wenn ichs nur noch hätte, aber ich habe es nicht mehr. *Wo hast dus denn hingethan?* Wo ichs hingethan habe? Ich habe es — soll ichs Ihnen sagen, meine liebe Mama? Ich habe es — Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. *Geschwind laß dirs wiedergeben, und schicke mirs.* Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinte ich nicht alsdann selbst mit. Ich bin ihr gut, sie ist mir wieder gut, und so sind wir einander schon lange gut gewesen, und ich denke, wir werdens noch lange seyn. *Sage mir nur, ob das dein Ernst ist? Du bist ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht so gewogen gewesen?* Das weiß ich selbst nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur

das Mädchen sehen sollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie ist recht artig, und in meinen Augen schön. Sie sieht fast so aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt sind. Lassen Sie uns immer die Freude, daß uns einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Dürfte ich sie denn nicht einmal mit nach Hause bringen? Vielleicht könnte ich Sie alsdann bewegen, daß sie Ihnen mein Porträt gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama! Sie haben mir ja wohl eher gewünscht, daß ich eine stille und hübsche Frau finden möchte; Warum sollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein solch Mädchen habe? Ich sinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und sie heyrathen kann: alsdann wollten wir unsre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen besser bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und sehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum Abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle sehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falschheit reden; und ehe ich dieß anhöre, so will ich die Angst, zu halben Tagen so unbeweglich, wie eine Bildsäule zu sitzen, lieber noch einmal ausstehen, und mich von neuem malen lassen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu sind Sie zu gütig; ich bin einmal ihr liebster Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: so bin ich doch sonst viel besser, als meine Brüder; und im dreyßigsten Jahre geht dieser kleine Fehler ja noch wohl an rc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Seyn Sie so gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr als zehnmal die Ehre gesucht, ihm selber bey seiner Anwesenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den großen Perücken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Westen, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorsaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weste mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur seidene. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weiß nicht warum, lange ansahe, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelassen, und ich schämte mich, daß mein Name einem so wohl gewachsenen Menschen unbekannt war. Ich blieb also demüthig stehen, und sahe zum Zeitvertreibe die Gesichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was sie bey ihm suchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas heraus zu bringen; sie sahen mir aus, als wenn sie es selber nicht recht wüßten: aber den meisten sahe ichs doch mit vieler Gewißheit an, daß sie einen Lobspruch, eine Pension, ein besseres Amt, oder so etwas suchten. Diejenigen, die etwas in dem Busen stecken hatten, oder deren Taschen dicke

waren, machten mir die wenigste Mühe. Was konnten sie anders anzubringen haben, als Disputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungestümen, die den Großen ihr Schicksal so sauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daß ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene. — Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daß er bald heyrathen wird. Das ist doch nicht recht, daß Sie sich in der Liebe von ihm übertreffen lassen. Machen Sie doch bald Sich und ein Mädchen glücklich.

Ich sing alsdann gewiß ein Brautgedicht,
Wovon? das weiß ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe singen;
Von ihrer List; von ihren Schlingen,
Die sie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der sie sich der Sterblichen bemeistert,
Die Blöden oft mit Witz begeistert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,
Die Freyen spröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu;
Wie sie Betschwestern oft in ihrem Singen störet,
Und morgen schon verbuhlt die Mütter seufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben untersagt;
So könnt ich von der Liebe singen,
Wie sie vom Feld an Hof, die Großen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern schleicht.
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alter keucht.

Aus dem Bramarb bramarbasiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus süßen Herren raffiniret,
Dieß alles sång ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübsches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, außerdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poesie zu alt werden. Ich will meinen Brief schließen, ich möchte sonst mehr schreiben, als Sie zu lesen Lust hätten, und ich will Ihnen zugleich versprechen, daß Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen sicher seyn sollen. Grüßen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens ꝛc.

Fünf und zwanzigster Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewisse Weise eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir schreiben dürfen: so habe ich in Ihrem Namen selbst einen Brief an mich aufgesetzt. Seyn Sie so gut, und lesen Sie ihn durch, streichen Sie die Stellen mit Bleystift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und schicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herrn Fridericin, damit er mir ihn zuschicket. Hier ist der Brief:

„Mein lieber Freund,

„Wundern Sie sich ja nicht, daß ich seit etlichen Jah„ren noch keine Zeile an Sie geschrieben habe. Ich

„bin E —, das ist genug gesagt. Eben so wenig „müssen Sie sich wundern, daß ich Ihnen Ihr Manu„script noch nicht geschickt habe. Es ist wahr, Sie haben „mich darum gebeten; Herr G — r hat auch schon etli„chemal deswegen auf mich geschmält, ich habe es auch „fortschicken wollen; aber, wie ich sehe, liegt es noch da. „Je nun, wer kann sich helfen? Genug, daß Sie „Ihre Gedichte itzt erhalten, und zwar in eben der „Beschaffenheit, wie Sie mir sie auf meinen Tisch ge„legt haben. Sie irren nicht, wenn Sie glauben, „daß kaum die Hälfte davon gut ist. Werfen Sie „die angestrichenen weg, und heben Sie die andern „bis zu einer neuen Auflage auf. Zum Unterstecken „sind sie noch eher gut, als ein neu Regiment davon „aufzurichten. Denn im Vertrauen geredt, sie sind „weder recht gut, noch recht schlecht:

As heavy mules are neither horse nor ass,

„könnte ich zu Ihnen sagen, wenn Sie nicht Ihr biß„chen Englisch vergessen hätten. Hätten Sie mirs „doch von meinen Gedichten bewiesen, werden Sie „denken, aber ich antworte mit dem Cicero: Neque „— si quid est euidens, argumentari soleo: „perspicuitas enim argumentatione eleuatur. „also brauche ich keine lange Critiken zu machen, und „zwar aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lie„ber Freund, keine Gedichte mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, so lang ihr singen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun so ist euch das Ur„theil schon gesprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit!

„Für die überschickten Näschereyen und für den gu„ten Knaster bedanke ich mich, mein guter Freund. „Ich habe mirs recht gut mit Ihrem Bruder schmeck„ken lassen. Ich weiß nicht, es ist alles so niedlich, „so himmlisch, was von Leipzig kömmt. Immer „fahren Sie fort, mir von Messe zu Messe so was „zum Weine zu schicken. Ich will auch heute Ihre „Gesundheit bey Renkendorfen trinken. Ich bin, „ohne es Ihnen unter etlichen Jahren wieder zu „schreiben, Ihr Freund und Diener E—."

Dieß ist die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgesetzt habe. Nehmen Sie geschwind eine Feder, und schreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und schieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weiß ichs Ihnen nicht zu machen ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe sehe ich zwar, daß Sie die Comödien nicht ganz hassen; allein ich sehe auch, daß Sie von dem Nutzen derselben noch nicht sehr überzeugt sind. Es kränkt mich, daß die Comödie Ihren völligen Beyfall auch nur einen Augenblick entbehren soll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit,

daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem so lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu ist Ihr Geschmack viel zu schön. Nein, Ihr Verstand preist solche Arbeiten, und Ihr gar zu gewissenhaftes Herz verwirft sie. Erlauben Sie mir, die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinwiderlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich ist, wenn sie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menschen auf eine sinnliche und spöttische Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft, liebenswürdig vorstellt? Ich höre Sie diese Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke sehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Gesichte entstehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine spöttische Art zeigen müßte, und ob es der Menschenliebe nicht gemäßer sey, sie mit sanftem Ernste zu lehren und zu bessern? Diese liebreiche Frage ist leicht beantwortet. Gewisse Krankheiten des Geistes sind eben so wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewisse Krankheiten des Körpers. Die Satyre ist der Moral eben so nöthig und heilsam, als das zubereitete Gift in der Arzneykunst. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen seyn, wenn man sie nicht wider einzelne Personen, sondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Gespräch schreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in solche Umstände verwickele, daß sie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine solche Art entdecken, daß man sie bald belacht, bald haßt: so sehe ich nicht, wie dieses die Menschenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verläumderische Clelia, ein unerträglicher und großsprecherischer Damon auf dem Theater, sind nichts, als der Geiz, die Verläumdung und Großsprecherey selbst. Diese Leidenschaften verspottet der Comödienschreiber; diese läßt er in einzelnen Personen handeln und herrschen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches diese Laster bey sich führen. Er spottet nicht um zu spotten, sondern um zu lehren.

Aber, werden Sie sagen, man denkt doch bey den Personen in der Comödie an Personen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verleumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Personen, an welchen ich diese Fehler wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt also nicht sowohl den Haß gegen die Laster, als gegen lasterhafte Personen. Und wie leicht kann dieser Haß ungerecht, und den Gesetzen der Menschenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geschöpf ansehe, wie leicht wird mirs nicht seyn, ihm meine Dienste, meine Gefälligkeiten zu entziehen, seine Fehler zu vergrößern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf seine guten Eigenschaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und seine Gemüthsart zu verbessern suchen, wenn mir seine Person einmal verhaßt ist?

Ich gebe zu, daß die Comödie diesen Fehler nach sich ziehen kann; aber er ist nicht sowohl ihr, als uns, eigen. Man lasse den Redner oder Poeten die

bösen Neigungen, welche wir Laster und Thorheiten nennen, im strengsten Ernste beschreiben. Es soll ihm kein spöttisches Wort entfahren. Er soll nur seine Laster recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichsten Seite entwerfen. Wird seine Rede, wird sein Gedicht, indem es uns mit dem Hasse gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Hasse gegen die Thoren beleben? Die Comödie ist also nicht daran Schuld, weil sie eine Comödie ist; eben so wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Ekel ist, der wider die Unordnung in diesem Zimmer in mir entsteht. Endlich ist die Verachtung und der Ekel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für sich nichts strafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Gesetz der Religion lieben. Ich soll ihn vielmehr in diesem Verstande verabscheuen, und nur so viel Liebe für ihn haben, als nöthig ist, ihn zu bessern, wenn er sich nicht selbst widersetzt. Und wenn die Comödie wider diese Art der Liebe zu streiten scheint: so darf man die Schuld dem Poeten nicht beymessen. Seine Absicht ist, die schlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er sie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abscheulich vorstellet, kann zur Lieblosigkeit gegen die Geizigen eben sowohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflösung dieses Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieses, daß sie zur Eitelkeit verleiten? Daß sie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß

sie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beydes weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, so lassen Sie mich auf diese Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht sagen wollen, daß sie dem Frauenzimmer und den jungen Mannspersonen Gelegenheit giebt, sich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht sagen wollen, daß durch den Inhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein solches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unsrer Sinne und unsrer Einbildung geht. Zu dem ersten können alle öffentliche Versammlungen, und sogar diejenigen, die der Andacht gewidmet sind, Anlaß geben. Der andern Gefahr sind wir bey allen Gesellschaften ausgesetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was ist also die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die listigen Verstellungen und Betrügereyen, die grenzenlosen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie diese Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele Comödien und Nachspiele sind mit einer strafbaren Liebe und mit närrischen Romanstreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunst nach, sondern man bringt die grobe Natur selbst auf das Theater. Man beleidiget unsern Verstand durch ungesittete Vorstellungen, und unser Herz durch böse Neigungen. Man wird ein Possenreißer, ein Un-

ver-

verschämter, um seinen elenden Witz sehen zu lassen, und auf Kosten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle solche Stücke und alle schlimme Stellen in guten Stücken, sind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anstoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß sie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann sie dafür, daß sie nicht Freunde und mächtige Beschützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuschauer wachen?

Allein die meisten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nützen will? Nein, es wäre besser, daß sich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen schlössen. Viele sonst wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume stehen, daß eine Comödie ein verliebtes Mährchen sey, wenn die Poeten in ihren Lustspielen mehr an andre geschickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den sie in dem Herzen der Menschen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unschuldige Liebe ist das empfindlichste Vergnügen der Menschen. Und da uns die Natur mit diesem Affecte gar zu genau verbunden hat; da so viel Glück und Unglück aus dieser Begierde entsteht: so kann die Liebe nie zu sehr auf ihrer schönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausschweifungen gezeigt werden. Deswegen kann man vernünftige Zärtliche und närrische Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber

wollüstige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin stellt die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, ist, so sehr man sich mit der Nachahmung der menschlichen Handlungen schützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und also auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich ist, bleibt es auch auf der Schaubühne, und soll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutsamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in Hochachtung setzt: so sind wir ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; desto mehr wird sie uns zu beiden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderin und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, scheint bloß die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gebohren zu seyn glaubt, um sich bloß zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. In-

dessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie sagen, sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondere Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schläfrig, von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, ausser dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten und Lebensart können darin verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterschiedne Weise. Und eben deswegen verdient der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Comödie als ein gutes Gespräch, zu Hause lesen, und auch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Ge-

schicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müßig seyn will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der beste Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere und allgemeinere Mittel, diese doppelte Absicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu lesen und zu hören: diesem verschafft sie das Theater. Mancher würde den Abend auf seinem Lehnstuhle vergähnen, oder sein Geld auf dem Caffeehause verspielen, oder in einer elenden Gesellschaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die Wenigsten so viel Klugheit besitzen, sich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die Meisten immer ein Vergnügen suchen: so werden Sie sehen, wie nöthig es

ist, dem Volke in einer großen Stadt solche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerspiele sind.

Was die Kostbarkeit dieses Zeitvertreibs anlanget; so gebe ich Ihnen gerne zu, daß jeder, der die Comödie zu oft besucht, er bezahle nach seinem Stande den theuersten, oder den wohlfeilsten Platz, in seiner Art eine Verschwendung begehen kann, wenn er sich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man sich sein Vergnügen nicht zuweilen versagen, und das Geld dafür zu einer Gutthat anwenden? Endlich sollte ich glauben, daß, wenn auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deswegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele, auf das Theater lassen. Er würde sogar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die Einen bey dem Händeklatschen der Andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und

die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte für die erste oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geschieht. Ferner müßte ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anstalten ausgesetzt werden. Wie sehr würde dieses den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüßte, daß er heute durch seine Mühe ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müßten eine ansehnliche Besoldung und einen gewissen Rang bekommen, damit sie ordentlich und anständig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht, zu machen pflegt. Wenn die Comödie so eingerichtet wäre, wie sie seyn sollte; so wäre ein guter Acteur ein sehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Mensch würde sich schämen dürfen, eine solche Stelle zu verwalten. Das Theater müßte auf öffentliche Kosten erhalten werden. Man müßte beständig für gute Musik sorgen, damit auch auf dieser Seite das Vergnügen der Zuschauer befördert würde. Diese Anstalten sind alle leicht auszuführen, wenn sie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt, unterstützt werden.

Und wenn die Comödie eine solche Gestalt gewönne: so sehe ich nicht, was man für ein unschuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. —

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Sieben und zwanzigster Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie schreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von — Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich ist! Ich kann sie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir schon auf mein Wort glauben. Es ist wahr, es ist unter allen den Briefen keiner so schön geschrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundschaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten also sehr ungerecht seyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unsern Briefwechsel so lange unterbreche, bis ich diesen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich sage Ihnen dieses nicht deswegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten, meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K**.

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammenhängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weiß nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weiß nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andere finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weiß ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht hübsch. Sie führten mir auch einen Lobspruch aus einer gewissen Schrift an, dafür ich Ihnen sehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonstriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieser Nachricht das Vergnügen, den Verfasser dieser Schrift bey mir zu sehen, ohne es damals zu wissen, daß er der Verfasser und mein Lobredner

war. Er ist ein vernünftiger und artiger Mann; aber doch nicht so gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo sind Sie denn itzt? In Danzig? Behüte der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amsterdam? Noch weniger. Also müssen Sie doch auf Ihrem Tusculan seyn? Ja freylich! Nun, das ist mir sehr lieb. Habe ich können nach Niedersachsen reisen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reisen; so werde ich doch auch — Erschrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht sagen. Ich bin Ihr ꝛc.

Neun und zwanzigster Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weiß ich nicht; vielleicht komme ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterstadt urtheilen, und so leicht man sie auch mit einem Dorfe verwechseln kann: so gefällt mirs doch an keinem Orte in der Welt besser. Nirgends, Madam, es ist mein wahrer Ernst, nirgends geht die Sonne so schön auf, nirgends sieht der Himmel so blau aus, nirgends scheint der Mond so hell, und nirgends erfrischen Luft und Wasser so, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'est point ailleurs si pur, l'ende si claire,
Le saphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qui'ci, dans tout son appareil
Lever, luire, monter et tomber le soleil.

Diese vier Verse möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern für meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüßte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis sur l'amour de la patrie kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt singen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher singen, als die um Leipzig. Ich sitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat setzen lassen, damit sie mit mir aufwachsen sollten. Was für unschuldige Freuden fühle ich unter diesen freundschaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß süßer auf mich herab duften, weil es mein Geburtstag ist! Seyd mir gesegnet, schattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir sitze noch einst der Sohn meines besten Freundes, und erinnere sich seines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir diese kleine Enthusiasterey, Madam, sie hat gar zu viel Wollust für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt sollten sitzen sehen!

Hier, wo ich frisch begränzt, als Knabe, froh gesessen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergessen,
Und noch einmal ein Jüngling seyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurückgelegten Weges betrachtet: so sehe in diesem Augenblicke von meinem dreyßigsten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beschäftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Absicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geschwind sehe ich weg! Ich zähle meine gesunden und frohen Tage, und sehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und schlage die Hände freudig zusammen, daß sie überstanden sind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald — Nein, hier sehe ich eine leere Scene. Zu der stolzen Rolle eines Patrons hat mich mein gutes Schicksal noch nicht bestimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein sie verdienten sie; sie waren auch viel klüger und geschickter, als ich, und also bin ich wohl noch kein rechter Patron gewesen.

Itzt sehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, sie sieht daß ich schreibe, und schleicht ganz behutsam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich sie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Gesichte, an ihren ehrwürdigen weißen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht satt sehen. Ich bewirthe sie diesen Mittag.

Komm, die Du mich gebahrst, hier, Theure, setz ich heute
Mich voll Entzücken zu Dir hin,
Freu mich, daß Du mich liebst, freu mich an Deiner Seite,
Daß ich von Dir gebohren bin.

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieser Gegend beytragen. Alles, was sie redt und thut, ist Liebe und Gewissen. Lassen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie so viel Aehnlichkeit haben. Letztens liest ihr meine Schwester aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelte die ganze Zeit über. „Das hat „er ganz hübsch gegeben, fängt sie endlich an. Wer „muß ihm doch das alles gesagt haben! — Er hat „es doch auch selbst gemacht? — Ich habe freylich „wohl eine Freude, wenn ich ihn loben höre — Die „Leute werdens doch aufrichtig meynen — Ich höre, „daß er zuweilen in seinen Schriften von der Liebe redt, „und äusserlich thut er nun gar nicht, als ob er dem „Frauenzimmer gut wäre — Je nun, man kann ja „einander in allen Ehren gut seyn. — Er ist stets „still und eingezogen gewesen.“ Ja, Madam, ich gefalle mir in diesem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unschuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. — Wie glücklich bin ich, daß ich von ihr abstamme! Endlich nähert sie sich mir. Sie hat gewiß unter der Zeit für mich gebetet. Nun sollten Sie noch bey uns seyn, Madam, so wüßte ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr trinken, und meine Mutter, die sonst nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Gesundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geschrieben! Leben Sie wohl.

Dreyßigster Brief.

Madame,

Wie froh bin ich, daß die Brunnencour zu Ende ist; nun darf ich wieder schreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder ansetzen dürfen, so barbarisch ist der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, sprach er, als ich die Cour anfieng, ich kenne Sie, ich weiß, daß Sie gern sitzen und schreiben; allein, ich sage es Ihnen, Gift werden Sie trinken, und keinen Brunnen, wenn Sie sich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, sagte ich, darf ich denn nicht „wenigstens drey oder vier Briefe von guten Freun„dinnen bey meiner Cour beantworten? Das wird mir „doch nichts schaden?" Was? Nichts schaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencour? Mein Herr, Sie mögen wohl ein guter Poet seyn: aber nehmen Sie mirs nicht übel, von der Medicin verstehen Sie nicht den Kukuk. Wollen Sie denn die Diät besser wissen, als ein alter Practicus? Ich sage es Ihnen kurz, Sie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flasche rein ausgetrunken ist. Der Pirmonter Brunnen ist ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigsten an ein Frauenzimmer denken darf. —

Alle meine Bitten halfen nichts. Er prophezeihte mir so viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angst zuschwur, keine Feder anzusetzen. Der böse Mann hat mich so lange vom Briefschreiben abgehalten! Das soll die letzte Brunnencour seyn. Verlassen Sie sich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entschuldigen darf. In dem Briefe an Ihre Frau Schwester habe ich zwar eine böse Hand, als die Ursache meines Stillschweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundschaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläßiger Freund bin, weil ich ein nachläßiger Correspondent bin. Was macht Ihr Herr Liebster? Befindet sich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beyde manchmal an mich? Ich denke sehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundschaft.

Ein und dreyßigster Brief.

Madam,

Meine Hand ist nunmehr so gesund, als ich mir nur wünschen kann. Ich habe mir auch diese Messe Federn und Papier, alles, was zum Briefschreiben nöthig ist, gekauft, und ich sehe nicht, was mich abhalten sollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu schreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu seyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht al-

les sagen! Und vielleicht doch noch nicht so viel, als ich wünsche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen lesen! Und vielleicht nur gar zu viele, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie diese Messe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: so wollte ich gleich einen Brief in Versen an Sie schreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn singen?
Doch, Sylvia, was frag ich erst?
Ist unter tausend schönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne singen,
Wohl eines, das Du lieber hörst,
Wohl eines, das Du mehr verehrst,
Wohl eins, von dem ich lieber schriebe,
Da Du mich seinen Werth selbst durch Dein Beyspiel lehrst,
Als der Geschmack, und als die Liebe?

Aber weil Sie nicht gekommen sind: so will ich das Gedichte versparen, bis Sie kommen, und Sie in Prosa bitten, Ihrem Herrn Liebsten etliche finstre Gesichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig sind, daß er mich nicht besucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hause, und am ersten für einen guten Freund gemacht. L — der böse Mensch, ist gewiß Schuld daran. Wenn er nur stürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu sehen. Wie sind Sie, und Doris, und Aemilie mit der Schwedischen Gräfin zufrieden? Wäre es besser, wenn sie nach dem ersten Theile gestorben wäre?

Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurin, und noch mehr an dem armen zärtlichen Cosackenmädchen auszusetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher sind, als sieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl!

Zwey und dreyßigster Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund!

Ich bin Ihnen sehr lange eine Antwort schuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entschuldigen, und unter vielen Hindernissen eine weite Reise nach Niedersachsen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundschaft überlassen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Trost von mir verlangt, und ich will wünschen, daß Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daß die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die stärksten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müssen: so bin ich doch zu sehr ihr Freund, als daß ich Sie in Ihren gerechten und süßen Klagen stören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniß und Sehnsucht, das Ihrer Liebe so sehr werth war, und verdienen Sie sich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünsche und gönne es Ihnen vor vielen andern, und bin mit aller Hochachtung ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr so schöne Briefe, wie der letzte war, ich stehe sonst nicht dafür, daß ich nicht ein wenig eifersüchtig auf Sie werden sollte, so sehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir sagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie schläfern mich mit dieser kleinen List gar nicht ein. Ich sehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley, die Sprache der Welt nicht vergessen, und in Ihren Briefen eben so schön deutsch schreiben werden, als ob Sie niemals mit Acten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernste, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um destomehr Dank weiß, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich soll Ihnen eine Beschreibung von der Universität — machen; allein ich weiß Ihnen nicht viel zu sagen, als daß es an diesem Orte wohlfeil ist, daß die Professoren fleißig lesen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze Moral scheint diese zu seyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer seine vier bis fünf Stunden des Tages hört, der kann nachdem machen, was er will. Er mag trinken, er mag spielen, er mag sich herumschlagen, er mag sich andern Ausschweifungen überlassen, das hat nichts zu sagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens ist die Freyheit. Kurz, ihre Sitten sind

etwas cynisch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und gesitteter Mann auf dieser hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umsonst da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher ist, als ein anderer, mag sonst noch so viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmste. In Ansehung der Collegien ist dieses noch gut, daß man sie fast alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weiß ich ungefähr von dieser Akademie; allein ich weiß es nur aus den Erzählungen der Andern. Ich selbst bin niemals da gewesen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beschreibung für authentischer hielten, als ich Sie ausgebe. Beehren Sie mich mit Ihrer ferner Freundschaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commissionen. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Vier und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Grafen von L**.

Ich ersuche Sie gehorsamst, mir in dieser Messe eine Gelegenheit zu verschaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefährlichen Absicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Und mit erseufzten Complimenten,

Mit einer Bittschrift ihm zu drohn. —
Nein, ohne Dedication,
Und ohne ein Lob auf seinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, so groß zu seyn.

Sie wissen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Großen, und ich weiß nicht, ob ich zu blöde, oder zu bescheiden, oder zu stolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir ist dieses ein Beweis, daß ich ihn aus bloßer Hochachtung zu sehen verlange; ich weiß nicht, ob ers Ihnen auch seyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von großen Verdiensten, wenn alle Leute ihre Hochachtung so weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, ist zu groß, als daß mich dieser Gedanke aufhalten sollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu seyn 2c.

Fünf und dreyßigster Brief.

An den

Herrn Rittmeister von B***.

Ich erhalte gestern die erste, und heute die andere Ordre zum Aufbruche nach M—; und da ich den

Ueberbringer des Briefes frage, ob die Kutsche vor meinem Hause stünde: so sagt er mir ganz sinnreich, sie wäre schon gestern wieder nach M — gegangen. Wundern Sie sich also ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die gestern schon abgegangen ist. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache gestern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reisen lassen. Ich sitze so lange darüber, daß ich die Nacht übel schlafe. Ich ziehe mich früh zur Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths, und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M — kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gütig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben,

weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deßwegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht besser, als wenn man ihm Briefe über Briefe schickt. O! werden Sie mit zehn finstern Mienen, heraus fahren, der Mensch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er stets an mich schreibt. Sie irren sich, Herr Rittmeister, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: so würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie sähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich schreibe mit Willen nachläßig und von nichts, damit Sie recht böse werden, und mir endlich in der Hitze einmal schreiben mögen, daß ich zu schreiben aufhören soll. Durch diese List denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute ist Sonnabend, verlassen Sie sich darauf, auf den Montag sollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger steht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs so machen, daß ich einen um den andern frankire; auf diese Weise geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Im Ernste, liebster Herr Rittmeister, ist es denn nicht möglich, daß Sie nur einige Stunden nach H — kommen können? Sie würden meinem ganzen Hause eine unendliche Freude machen. Wir sind alle beysammen, und es geht ganz abscheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expressen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich ist, Sie bey uns zu sehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug sollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: so will ich nach R — kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In diesem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Pastor und ein rechter frommer Mann ist, und dort will ich Sie sprechen, und Sie einsegnen lassen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyßigster Brief.

An eben denselben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A— bey Ihrer Freundin? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute gewesen sind. Hier erwarte ich Sie, und sage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H— reisen, und die Vaterstadt Ihres besten Freundes in ganz Deutschland sehen müssen. Meine Mama, meine Schwestern, Christiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen sechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthüner abschlachten lassen, weil ich ihr gesagt habe, daß Sie außerordentlich stark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R— und bewillkommten mich auf das solenneste. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Pastor in R— nebst seiner Frau Liebste bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Dem Himmel sey tausendmal Dank, daß Sie noch leben! Ich bin von Herzen erschrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schlesien erhielt; aber ich habe gewiß mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir ist es sehr gleichgültig, wer Schlesien oder Böhmen beherrscht, und ich gönne es jedem, dem es das Schicksal überlassen will. Doch, Sie über diesem Streite zu verlieren, würde genug seyn, es weder einem Könige, noch einer Königin, zu gönnen. Es ist ein großes Glück, daß Sie der Gefahr unbeschädigt entgangen sind; allein, es würde ein noch viel größeres seyn, wenn ich wüßte, daß Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde stehen, das ist, so lange Sie sich auf den ersten Wink eine Ehre daraus machen müssen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: so lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armselige Soldat würde ich geworden seyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entsagt: so will ich lieber hinter dem friedfertigen Pfluge verzagt leben, als auf dem fürchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern, daß er

ein Held geworden ist. Ist es möglich: so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundin bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und Sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorgegangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; sie seufzt nach Ihrer Wiederkunft; sie thut neue Gelübde; Sie liest Ihre Briefe; sie schickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem sie liest; sie klagt über mich, wenn ich sie trösten will. Dieß sind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünsche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tausend Andern Ihr Freund 2c.

Vierzigster Brief.

An eben denselben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten — Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeister, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: so stelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, aussehen würden. Ich sahe Sie in einem Gesichte mit großen Falten; und in den Mienen, wo sonst Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrschten itzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine schwarze Perücke, und sahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich stehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angst nicht weiß, was ich sagen soll: so fange ich in Gedanken an zu sagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen ꝛc. und in Gedanken schreibe ich diese Worte aufs Papier. Es ist mir auch ganz lieb. Denn bey dieser Gelegenheit habe ich doch eine Seite voll geschrieben, und Ihnen zugleich eine versteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf sind Sie also so stolz? Es ist noch um einen Feldzug zu thun, so ist Ihr ganzer Reiz verloren. Es haben mich schon viele Officiere versichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie so enstellt, daß Sie sich kaum mehr ähnlich sähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachsen: man wird sich nicht sehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber — höre

ich Sie sagen. So? Ist dieses nichts, wenn Sie nicht an mich schreiben, und so kaltsinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich so ein großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und sie nur gar zu gern läse. Nein! Ich kann sie leicht entbehren. Aber Sie sollen mir doch den Respect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, schuldig sind. Allein, aller Ihrer Kaltsinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das versprochene Manuscript überschicken. Lassen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herumlaufen. Ich will sehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es ist leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein, wenn Sie mir nicht bald schreiben: so hoffe ich es vor Ostern noch so weit zu bringen, daß ich in zehn Jahren nicht in die Versuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt sich fast in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beständigen Anfrage los werde: so habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit gestorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: so dürfen Sie, weil Sie ohnedieß gern schreiben, nur an ihn schreiben, und ihm melden, daß Sie zu großem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen lassen, und noch einige Zeit seyn rc.

Ein und vierzigster Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: so will ich Ihnen etwas entdecken, was man sonst sorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede seit acht Tagen sehr übel von Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräch auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch sogar meine eigene Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andere Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied

verlassen, und Andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten widerrufen. Thun Sie es nicht: so fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner seyn soll, Ihre Freundin, oder Ihre Verläumderin.

Zwey und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr!

Sie versichern mich Ihrer Freundschaft, und ich weiß für diese Ehre nicht dankbarer zu seyn, als wenn ich Ihnen sage, daß ich wünsche, Sie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde diese Bitte um desto österer wiederholen, weil ich sonst kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundschaft schätze. Aber was soll ich auf Ihren Glückwunsch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schicksal mag über mich beschlossen haben, was es will, und mir eine Versorgung in Ihrer Vaterstadt geben, oder nicht: so habe ich doch Ursache, Ihnen den verbindlichsten Dank zu sagen, daß Sie an meinem noch ungewissen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es ist Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs, wenn ich es erhalten sollte, durch Ihren Umgang noch schätzbarer machen werden. Ich bin ꝛc.

Drey und vierzigster Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schwester!

Ich suche Sie durch diesen Brief von meiner Hochachtung und Freundschaft zu überführen, und der Beweis wird mir sehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen Sie zu sehen und zu sprechen, beynahe die einzige Ursache von meiner Reise nach B — gewesen ist. In Wahrheit, liebe Jungfer Schwester, so sehr ich Ihren versprochenen und meine übrigen Freunde, die um ihn sind, liebe: so würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reise von vierzig Meilen entschlossen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder so weit reisen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spazierfahrt spricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja sagen kann. Aber stellen Sie sich auch vor, wie sehr ich erschrocken bin, da ich Sie nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B — entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauren Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert ist: so belohnen Sie mich wenigstens dadurch für meine Reise, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich Sie in der Absicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundschaft zu verdie-

nen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünschen, das nur ein Bruder seiner Schwester gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schwester, ich bin recht stolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu seyn. Ein Frauenzimmer, das G—r zu seiner Frau wählt, muß ausserordentliche gute Eigenschaften haben. Vergeben Sie mir diesen Lobspruch, er geht mir von Herzen, und ich sehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend schuldig bin. Leben Sie wohl, liebste Jungfer Schwester. Ich weiß es gewiß, Sie sind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G—r glücklich ꝛc.

Vier und vierzigster Brief.

Meine liebe Mademoisell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beschreibungen, die ihm Herr L— von Ihnen gemacht, hat sich in Sie verliebt. Nehmen Sie sich in Acht, meine liebe Freundin; der Mensch sieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, dessen Bild, und dessen Poesie Sie so wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieser Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weiß ich, daß Sie die Liebe für eine beschwerliche Sache halten. Ich will Sie also recht aufrichtig gewarnt haben, meine wer-

the Aemilie, hüten Sie sich vor meinem Freunde. Er wird nach S— kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntschaft Ihrer Frau Schwestern verschaffen werden. Durch diese will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er sich unvermerkt in Ihre Liebe einschleichen. Wenn also ein Mensch mit einer halbfinstern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn sich so ein Mensch vor Ihnen sehen läßt: so zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund ist, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmale geben. Er redt wenig in großen Gesellschaften, und bemerkt lieber den Witz der Andern, als daß er seinen eignen in Ansehen bringen sollte. Er sucht durch eine ungekünstelte Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es sein natürlicher Charakter ist. Nunmehr werden Sie ihn nicht so leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit Ihm um. Die Liebe hat tausend Mittel, unsre Vorsichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den ersten Jahren her. Er ist ein Poet, er ist eben so beständig, als er zärtlich ist; er redet von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er scheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobspruch. Dieses ist es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gerathen. Vergeben Sie mirs; es ist ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erscheinen sollte. Ich verdiene diese Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf-

Fünf und vierzigster Brief.

Mademoisell,

Ihr unbekannter Liebhaber soll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weiß es selbst nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen gestehen, daß ich ihm eben so sehr von dieser Reise abgerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgelesen, so gern ich sonst mein Vergnügen mit ihm theile. Er ist freylich mein Freund, aber Ihr Brief war so schön, daß er mich nur allein vergnügen sollte. In Wahrheit, Mademoisell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechsel alle Tage mein Verlangen, Sie von Person kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kranke mich, daß mir meine Umstände nicht so viel Freyheit lassen, dieses unschuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verlust Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu ersetzen, und Ihrem Geschlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieser Charakter so wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt seyn, der sich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige ist, zu belohnen. Ich bin &c.

Sieben und vierzigster Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Versprechen, an mich zu schreiben, erfüllen? Aber, Sie sehen doch wohl, daß Sie falsch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufschub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht schreiben: so ist nichts gewisser, als daß ich Sie noch einmal mahne, und so von einem Posttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie sagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Gesellschaft seyn; oft verreisen; oft meine Mama, meinen Papa unterhalten! Das kann alles seyn; aber deswegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünsche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt gewesen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu sprechen, und wie viel ich seit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr sehe. Sie nicht durch meinen Besuch bey Ihren Büchern überfallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E—? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehemaligen Wohnung vorbey; Ich sehe in die Fenster, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch heraus sehen könnten. Habe

ich ein klein Vergnügen gehabt: so rührt es mich schon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht sehen kann; und wenn ich niedergeschlagen bin: so werde ichs schon mehr, weil ichs Ihnen nicht sagen kann, warum ichs bin. Ersetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, diesen Verlust? Und diese Briefe wollten Sie mir noch dazu versagen, oder doch sparsam damit seyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz ist eben so freundschaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben so sehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: so werden Sie mich doch mit leichter Mühe in diesen süßen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieselben schreiben, eine leichte Mühe sind. Wie lieb ist mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir also wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich sehe schon, wie wehe es Ihnen thun wird, sich zu entschuldigen. Doch ich will Ihnen diese kleine Strafe gern erlassen, wenn Sie mir bald und recht viel schreiben. Leben Sie wohl ꝛc.

Acht und vierzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen sehr schönen Brief mit Ihrer Freundschaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt,

und ich würde mich für dieses doppelte Geschenk schon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hindernisse von diesem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute soll mich nichts stören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundschaft genießen, ohne zu untersuchen, ob ich sie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund ist mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle, und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wann ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verschiedene Gaben und Verdienste, und doch bey allen einerley guten Geschmack, bey allen ein empfindliches und großes Herz antreffe! Und wie stolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieser Versammlung ansehe, und wie erweitert sich meine Seele durch das Verlangen, aller dieser Freunde werth zu seyn!

Dieses Geständniß soll die Stelle der Danksagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geschenkte Freundschaft schuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten: so will ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich von Ihren Poesien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie sind schön, und sie würden noch schöner seyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunst zu erzählen besteht. Kurz, die Poesie scheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verursacht zu haben,

und sie scheinen sich dadurch an ihr gerächt zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten strengen Gesetzen abgewichen sind. Vielleicht würden Sie mich und viele Andre im Erzählen zurück lassen, wenn Ihnen Ihre Umstände eine sorgfältige Uebung und Ausbesserung verstatteten, und wenn Sie einige kunstverständige Freunde bey Ihren poetischen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen bestehen in Kleinigkeiten, die sich mündlich sehr bald, schriftlich aber desto übler sagen lassen. Indessen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poesien gehorsamst verbunden. Bleiben Sie stets mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin ꝛc.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte — Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe Sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte — Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zu-

frieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß sie keinen bessern Mann, als Dich, hätte bekommen können? Ganz gewiß! Aber würdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Eurige mit ansehen, sie genießen, und Euch Euer Glück in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G—r, Du mußt besser seyn, als ich; weit besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heran wachsen, und Dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Miene —! aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht sogar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verständige Leute sagen, ein Paar hübsche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß sie mir gewogener seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile

mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen Leuten sagen; vielleicht hören sie diese drohende Nachricht gern. Grüße Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein ꝛc.

Funfzigster Brief.

An eine Freundin.

Mademoisell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie seit meiner Abreise vier Briefe an mich geschrieben haben, und daß alle diese Briefe verloren gegangen sind? Sie sagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringsten Zweifel zu setzen: so will ich mich für die verlornen Briefe eben so nachdrücklich bedanken, als ob ich sie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Postbedienten von hier bis B— alles Unglück wünschen darf. Es ist billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Ursache sind, daß ich seit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe lesen können. Aber, liebste Freundin, bey wem soll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltene Zuschrift von Ihnen nicht so zärtlich ist, als ich wünsche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche suche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfangen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wol-

len mir Ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Messe, schicken. So lange soll ich noch warten? So lange noch? Und warum soll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der ersten Post zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie sich ja nicht über meine ungestüme Anforderung. Untersuchen Sie vielmehr bey dieser Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordere: so wird es ein Beweis seyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder sehen würden. Was soll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich mir dieses Vergnügen alle Minuten wünsche? Meine Absichten dürften mich wohl diesen Sommer noch in G— zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niedersachsen nicht verlassen werde, ohne die angenehmste Person noch einmal zu sehen, die ich in diesem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntschaft stets als den größten Vortheil meiner bisherigen Reisen, ansehen, und mich selber zu hassen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu seyn ꝛc.

Ein und funfzigster Brief.

An einen Freund.

Sie sind ganz gewiß der Unbekannte, in dessen Namen mir Herr R— eine so ansehnliche Beloh-

nung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht gestehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht gestehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abstatte. Wer könnte sonst eine so kleine Mühe so reichlich belohnen, und zugleich so bescheiden? Sie haben der Belohnung die Gestalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu lassen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geschenk schuldig bin. Sie haben Ihre Absicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr selbst zu meiner Freude, daß ichs wissen muß, daß ich sie niemanden anders schuldig bin, als Ihnen. Ihr Geschenk ist mir nicht so wohl durch sich angenehm, als weil Sie mirs gemacht haben. Und so verbraucht auch dieser Gedanke ist: so empfinde ich doch seine Wahrheit zu sehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigste Danksagung halten sollte. Eben itzt erfahre ich, daß es sich mit Ihrem schon so lange sterbenden Freunde etwas gebessert hat. Möchte ich doch der erste seyn, der Ihnen diese freudige Nachricht gäbe! Ich wünsche Ihnen, nebst Ihrer eignen Gesundheit, sein Leben zum neuen Jahre, und bin 2c.

Zwey und funfzigster Brief.

An eben Denselben.

Also haben Sie Ihren besten Freund, Ihren L—, verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünschte, daß selbst diese Versicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich sonst, womit ich Sie aufrichten könnte? Gott! wer hätte das vor wenig Monaten bey unsrer Zusammenkunft in Merseburg denken sollen, daß dieser so muntre und vor uns allen belebte Freund der erste und nächste zum Tode seyn sollte! Und er war es in diesem Jahre noch. Vater der Menschen! Wie flüchtig ist das Leben, das wir so sehr lieben, und als dein Geschenk auch lieben müssen! Ich weine, indem ich dieses schreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B—, und ich wünsche, daß mich niemand diese Stunde in meinen Thränen und in meinen menschlichen Empfindungen stören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig sind, glücklicher anwenden, als wenn ich sie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verstorbenen schenke! — Er ist also in dem Schooße der Ewigkeit und der unaussprechlichsten Ruhe —? Was muß ein Geist, von der Erde weggenommen, bey dem ersten Eintritte, in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche gött-

liche Wollust! — Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überschaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Strahlen der Gottheit, preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott ist. — Nun sieht er den göttlichen Erlöser, und verliert sich in dem Meere seiner Liebe, und wird trunken von den Geheimnissen der Erlösung. — Er fängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an — Die kleinste gute That auf Erden stellt sich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Absicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwissenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angesichte der Vollkommnen. —

Nehmen Sie, mein lieber B—, diese Bilder der Einbildung zu Hilfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht so glücklich seyn, als ich gesagt habe? Er ist es gewiß, und ich preise Gott in diesem Augenblicke, daß ers ist. Wollten Sie wohl Ihren L—, wenn es bey Ihnen stünde, von diesem Glücke auch nur eine Stunde zurückhalten? Heben solche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müssen, nicht auf: so machen sie unsre Betrübniß doch zur Tugend, indem sie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Trost ist stärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, gesund und zufrieden, und schenke Ihnen diese Wohlthat noch in vielen folgenden. Er lasse Sie die Freude der glücklichsten Väter erleben, und Sie in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen

Mutter, und stets den Lohn einer sorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünsche dieses mit dem aufrichtigsten Herzen, und bin zeitlebens ꝛc.

Drey und funfzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte sehr unempfindlich seyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen sollte, mit dem Sie unlängst meine Poesie beehret haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten sollte. Ich will vielmehr die Lobsprüche, die Sie mir beygeleget haben, mit Ihnen theilen. Ihr schöner poetischer Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geschenk Ihrer Freundschaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man sie durch Liebe für den guten Geschmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann: so hoffe ich, derselben unaufhörlich werth zu seyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünschen, daß Sie mir diesen Verlust durch Ihre Briefe ersetzten. Ich bin ꝛc.

Vier und funfzigster Brief.

An eine Freundin.

Also sind alle Hindernisse gehoben, die Ihre Wünsche so lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter ist mit einem ansehnlichen Glücke versorgt, und Sie sind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich so vergnügt, als diese. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht satt lesen. Wer ist glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer ist glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient es zu seyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter und beständiger geliebt? Ich sage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewiesen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühling der Schönheit länger, als acht Jahre, warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewissen Glücke die vortheilhaftesten Gelegenheiten aufopfern, ohne sie erst anzuhören; ja, meine Freundin, wer kann das? Ich möchte Ihren ersten Umarmungen zugesehen haben! Doch Sie haben mir ja diesen zärtlichen Auftritt so beschrieben, daß ich ihn gesehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieses lesen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tausend Küssen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß;

denn der Himmel ist zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen sollte, die größte Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach so langen Wünschen, glücklich zu sehen. Wie wird er mir in den Armen seiner Braut danken, daß ich der erste gewesen bin, der sie ihn hat kennen lehren! Also ist durch meine Freundschaft die zärtlichste, und endlich auch die glücklichste Liebe entstanden? Stolzer Gedanke! Ich küsse Ihnen die Hand, liebste Braut, und bin in acht Tagen selbst bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweisen, daß ich vor tausend Andern bin rc.

Fünf und funfzigster Brief.

An die Frau von P**.

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl versichert hat, daß Sie es gern sehen würden, wenn ich in Versen an Sie schriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern sehen: so kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetisch an Sie zu schreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht gelesen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberin von der Poesie waren; aber ich wußte nicht, daß Sie selbst so schön dichteten. Itzt weiß ichs nicht allein, sondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine solche Verse zu machen, als Sie verdienen, als Sie selbst ma-

chen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, sondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entschuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieser Brief prosaisch, und nicht poetisch ist. Ist dieser Fehler nicht fast eben so groß, als wenn ich ein schlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigem reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieses ist die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sie nur hören sollten, wie glücklich er sich preißt, daß er Sie besitzt! Ich dürfte beynahe sagen, daß er mir itzt gewogner ist, als jemanden, blos weil er sieht, wie hoch ich Sie schätze, und wie sehr ich überzeugt bin, daß er keine bessere Wahl hätte treffen können. Ich sehe, daß ich in der Gefahr stehe, mehr zu sagen, als es Ihre Bescheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich diesen Fehler, in den die eifrigste Hochachtung am leichtesten verfällt, schon begangen habe. Ich will also lieber schließen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin 2c.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, ich las sogar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja, der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christianchen gesund küssen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nicht schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Mädchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der Erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt sich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie sich keine Sorge, es soll keine Gewohnheit daraus werden; Sie sollen auch nicht dabey vergessen werden. Ach, will ich sprechen: *noch eins, Christianchen, nur noch eins, nicht für mich, für Ihren Freund, für Ihren lieben Damon — Sehen Sie, so küßt Ihr Damon —, doch nein, er küßt nicht ganz so; aber so.* Ich will gleich zu ihr

gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer schlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigster Brief.

Madam,

Sie verlangen, daß ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer sorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern soll. In der That ist Ihr Verlangen sehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie sich einmal vor, daß die Mütter meinem Rath folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen ließen; daß sie sie eben so wohl denken und reden lehrten, oder lehren ließen, als nähen und kochen: was würde daraus entstehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter diesen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche seyn. Nein, Madam, so lange die meisten Mannspersonen albern sind: so würde es das größte Unglück für unverheyrathete Frauenzimmer seyn, wenn sie alle klug wären. Entweder die Männer würden sie nicht haben wollen, weil sie den Fehler hätten, klüger, als sie, zu seyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Rath Gehör fände, würden sie nicht haben wollen, weil sie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht Ein kluger Mann zehn

kluge Weiber nehmen? Ja, das läßt sich gar wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beschwerlichkeiten, als daß wir sie wieder einführen sollten. Ich, zum Exempel, komme außer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich sehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an sich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht bestehen. Lassen Sie also immer die meisten Mädchen ohne Witz aufwachsen, damit sie ihren künftigen Männern gleichen. Es ist genug, wenn eine kleine Anzahl der Schönen in jedem Lande sorgfältig erzogen, und durch den guten Geschmack recht liebenswürdig, und zur Liebe fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Christianchen bin ich unbesorgt, so lange sie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tante ist. Ihr gutes Herz wird bey so vielen Beyspielen, die besser lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unschuld, der Klugheit, und der Wohlanständigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth ist, wenn sie so wird, wie sie uns hoffen läßt? Das weiß ich Ihnen nicht zu sagen, wenn ich auch noch so lange herumsänne. Leben Sie recht wohl!

Acht und funfzigster Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich sehr geärgert, noch mehr aber über Ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug gewesen war, mich über jenes Unwissenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beydes mein Mitleiden hätte erwecken sollen. Was ist es denn nun, ob mich dieser unbekannte Mann kennet und liest, oder nicht? Und was ist es denn nun mit des Andern seinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu mir selber kam. Er will dir ungefähr sagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärst. Gut; laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, Bibliopola putat.

Ist das nicht genug? Nachdem ich dieses Gedachte gesagt habe: so fühle ich sehr genau, daß ich nicht mehr böse auf Sie bin. Aber dem ungeachtet soll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht sehe, warum ich mehr an Sie schreiben soll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben so viel bin, als Sie. Ihr Brief ist fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben so viel Zeilen. Also leben Sie wohl. Es kömmt nicht blos darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb sind; nein, sie müssen sie durch die Ihrigen verdienen. Gefällt Ihnen diese Schmeicheley?

Neun und funfzigster Brief.

Madam,

Sie haben an mich geschrieben, und ich bin über diese Höflichkeit mehr als einmal roth geworden. Man kann die Nachläßigkeit nicht höher treiben, als ich sie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu lassen, ohne an eine Person zu schreiben, die man hoch schätzt, das ist ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen größern begehen, wenn ich unverschämt genug wäre, den ersten zu entschuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringsten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meisten geschmerzt. Lassen Sie es an dieser Strafe genug seyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geschrieben habe: so denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geschrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal besungen habe. Lassen Sie die Frau Commissionräthin mit der Phyllis abrechnen. Denn diesen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter sorgfältiger und gewissenhafter Liebhaber gewesen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten gesagt haben? Das möchte ich gern wissen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich seyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Messe mit, ich bitte Sie recht inständig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetische so sorgfältig aufgehoben

finden, als kein Gelehrter sein kostbares Manuscript aufhebt; aber das versteht sich, daß sie ziemlich abgenutzt sind. Ich trug sie das erste Jahr aus großer Liebe meistens bey mir. Im andern machte ich sinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten schloß ich sie mit vieler Bekümmerniß in meinen Schreibtisch ein, weil ich hörte, daß Sie heyratheten. Wird Ihr Herr Liebster nicht lachen, wenn er sieht, wie grausam Sie mich haben seufzen lassen! Wie lange habe ich Sie bitten müssen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Vierteljahr. Eine solche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küsse ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Sechzigster Brief.

Liebster Freund,

Also bin ich Ihr Beförderer, und geschickter, meine Freunde zu versorgen, als mich selbst? Reisen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt als ein Geschenk Ihres günstigen Schicksals an, das Sie so lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners, zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl gehet. Dieses soll die Belohnung für eine Freundschaft seyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Ein und sechzigster Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht sowohl beantworten, als Ihnen nur sagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich setzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem größten Vergnügen gelesen hätte, wenn ich dieses ohne Eitelkeit von einem Briefe sagen dürfte, der größtentheils mit meinem Lobe angefüllt ist. Doch, was soll ichs läugnen? So bescheiden ich auch bin, oder zu seyn wünsche: so sehe ich mich doch von niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie sind: und ohne die Begierde, Ihrem Geschlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, sondern auch weniger Gutes geschrieben haben. Die beyden Gedichte, von welchen Sie reden, sind von mir. Eins davon hat mir selbst gefallen; aber ach! wie selten erlebe ich dieses Glück! Ich habe so vielmal ohne Liebe von der Liebe singen müssen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles hersetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen. Aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunsche bestrafen? Leben Sie, nebst Ihrem Herrn Liebsten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieser Wunsch von Herzen geht, und daß mich schon der bloße Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und sechzigster Brief.

Mademoiselle,

Ich wills Ihnen recht aufrichtig gestehen, warum ich Ihnen so lange nicht geantwortet habe. Ich bin — was dächten Sie wohl? Krank gewesen? Nein. Verreist gewesen? Auch nicht. Mit Geschäften überhäuft gewesen? Noch weniger. Ich sehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur — Nicht wahr, nun wissen Sies? Ja, meine liebe Mademoiselle, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyßig andere seit vielen Monaten unbeantwortet gelassen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: so verlange ich, daß Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläßigkeit nicht vorwerfen sollen. Die Ursache, die mich dazu verleitet hat, ist ja so menschlich, als eine seyn kann. Ja, Mademoisell, wenn Sie nur das liebe Mädchen sehen sollten! Wenn Sie nur ihre großen blauen Augen, die unschuldige und zugleich witzige Miene — Doch ich darf nicht weiter an Sie denken, sonst vergesse ich das Schreiben. Wie sie heißt, wollen Sie wissen? Das ist beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniß sagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heißt, wie Sie,

wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr sagen, außer, daß ich Ihr beständiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundin,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schlössen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Fehlern, ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und blos das, was ich in meinen jüngern Jahren erspart habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: Liebster Freund, legen Sie doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann ist dieses Geld

gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtsinnig. Freylich wird ers läugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede setzen; denn wer gesteht gern seine Fehler? Verliebt ist er auch Zeit seines Lebens gewesen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliste hieß? — Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böse auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß er mit meiner Schwester noch bis auf diese Stunde eine heimliche und verbotene Correspondenz führt. Sie ist freylich schon funfzig Jahre; allein wozu ist das viele Schreiben nütze? In der That ists wahr, er schreibt sehr schön, und hat auch eine beßre Hand, als ich; er macht beßre Verse, als ich; er kann sehr tiefsinnig denken. Aber bey allen seinen schönen Versen, bey aller seiner Tiefsinnigkeit, ist er (nehmen Sie mirs nicht übel, daß ich mich wieder selber loben muß) ist er, sage ich, im Umgange doch nicht so munter, so artig, so gefällig, so gesellschaftlich, wie ich. Es sagte nur letztens noch eine Französin zu mir, daß ich unter allen deutschen Gelehrten, die sie gesehen hätte, die meiste Vivacité (es ist ihr eignes Wort) besäße, und am wenigsten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meisten Leuten aus der Studirstube an, daß sie in Gesellschaften stumm sind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgesagt haben, und mit vieler Wahrscheinlichkeit noch immer nachsagen; ich bin so wenig zu diesem Fehler geneigt, daß ich sogar in der Gesellschaft der Schönen unsrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredsamkeit. — Ob ich so schön aussehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht ge-

sagt haben. Indessen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen lassen, und alle Welt gesteht, daß mein Gesicht im Bilde recht angenehm aussieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es Ihnen mit der ersten B — Messe zu überschicken, damit Sie wenigstens die Bildung Ihres Verehrers und besten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich selber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntschaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reise nach Obersachsen zu bewegen. Im Vorbeygehen gesagt, meine liebste Freundin, es sollte Ihnen bey uns so wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreise vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewissen schließen, wenn ich Ihnen nicht noch sagen wollte, daß das beygelegte Präsent von mir herrührte. Nicht, als ob Sie mich deswegen zu Gevattern bitten sollten. Nein. Ich sagte zu meines Bruders Frau unlängst: Frau Schwester, ich möchte unsrer Freundin in B — gern ein klein Präsent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald sagen, fieng sie an. Bitten Sie die Madam St —, daß sie Ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß selbst nicht, wie es heißt,) macht, und schicken Sie es Louisen; vielleicht braucht sie es bald. Ihr Mann ist viel zu unbedachtsam, als daß er an solche Sachen denken sollte. Dieses waren ihre Worte. Kurz, was man mir sagt, das thue ich. Ich schicke Ihnen also dieses Zeichen meiner Fürsorge, ohne daß es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung seyn soll, mit welcher ich bin ꝛc.

Vier und sechzigster Brief.

An den

Herrn von S**.

Mein lieber kleiner S—,

Ich weiß Ihnen nichts zu schreiben, als daß ich Ihnen nichts zu schreiben habe. Denn daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nach einander geschrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn Sie mir die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S—, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser als das andre. Ich bin Ihr lieber ꝛc.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weiß, als

daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will Ihnen also auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebürge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht, und also mehr als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu schreiben. Das aber muß ich Ihnen sagen, daß ich auf meiner ganzen Reise recht erbärmlich krank gewesen bin; denn Ihr Mitleiden ist mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen soll.

Sie muntern mich im Namen der Fränkischen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben; aber sagen Sie diesen witzigen Kindern nur getrost, daß so leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unschuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgelesen, wenigstens schon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir diese Grausamkeit schuldig. Unfruchtbar seyn, ist immer noch besser, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beschweren. Sie wissen es, daß ich itzt den größten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten schenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern bekannt gemacht haben; und wer gut schreiben will, kann nicht immer, und soll auch nicht, viel schreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey diesen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen endlich, was Sie selbst schreiben könnten, wenn Sie wollten: so werden diese

klägliche Beschreibung von meiner Rückreise machen; aber es wird genug seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich erst Donnerstags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Also habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiset. Der böse Kutscher! mit ihm soll niemand als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böses im Sinne hat. Vergeben Sie mir diesen kleinen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich mit der vollkommensten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin ꝛc

---

Sieben und sechzigster Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie sich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht besinnen, daß ich ihm eine versprochen hätte; und wenn es auch geschehen wäre: so will ich mich nicht besinnen, weil er damit gepralt hat. Ueberhaupt haben Sie Recht, er ist ein bischen tückisch; so eine ehrliche Miene, als er sich auch geben kann. Was verliert er denn, wenn Sie an mich schreiben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hintergehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun, und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht mehr an mich schreiben sollen? Aber der gute boshafte Rathgeber hat sich betrogen, und er soll unsern Brief-

wechsel

wechsel nicht aufheben, wenn er auch zaubern könnte, und das kann er doch gewiß nicht. Ich sage Ihnen also, daß mir Ihre Briefe recht angenehm sind, und ich traue dieser Versicherung so viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen erhalten werde. Und wenn die meinigen dazu dienen, Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr zu machen: so wüßte ich nicht, warum wir nicht zeitlebens an einander schreiben wollten. Ja, wir wollen es thun, wir wollen uns schreiben, und wenn es den schlauen Freund verdrießt, wollen wir uns gar gut seyn, und er soll unsre Briefe bestellen, und unsre Freundschaft immer wachsen sehen müssen, damit er nicht ohne Ursache böse ist. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und ich habe große Lust, ihn zu hassen; wenn Sie meynen, daß man sich an ihm eben nicht sehr versündigt. Doris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch so artig und fromm seyn wollen, als Sie als Jüngling sind. Unser boshafter Freund kömmt, ich will ihm den Brief dreist vorlesen, er kann mir doch kein finstrer Gesicht machen, als er schon mitbringt. Da sieht er kaum, daß ich recht sehr Ihre gute Freundin bin rc.

Acht und sechzigster Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscour,

und eine Reise, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch diese Woche, verwehren mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu machen, und kommen meiner Bescheidenheit und Furchtsamkeit in diesem Falle zu Hülfe. Indessen danke ich Ihnen von ganzem Herzen für das besondre Vertrauen, dessen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundschaftliche Erinnerung zu verdienen suchen. Ich wünschte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder bessern, auch etliche gar weglassen möchten. Ich finde überhaupt viel schönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Ansehung Ihres Charakters zu frey scheint, zumal wenn ich bedenke, daß diese Schrift einem großen Gottesgelehrten dedicirt ist. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausspruch an, sondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieses schon zu Rathe gezogen: so will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieses sage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringsten aus einem kritischen Stolze. Ich wünsche mir Ihre Freundschaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs also nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht sorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Neun und sechzigster Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geschenk erhalten. Es herrscht in Ihrer Art, zu sticken, eben der gute Geschmack, der in Ihren Briefen und Gesprächen herrscht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen diesen Lobspruch länger verschweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geschicklichkeit beschenkt; und was ist billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beschenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, schicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: so soll Sie der erste unmittelbar wieder bessern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch sagen, daß ich mir diese Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman selber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beißend hat mich noch kein Mensch kritisiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weiß, mich zu rächen. Wir sind nahe Freunde und — ja; und wer weiß, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schwester hundertmal von mir.

Siebenzigster Brief.

An eine Freundin.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht sehen, und wenn ers auch nach seiner Scharfsichtigkeit sähe: so kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr sagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundschaftlichen Seele eben dieses erwarte. Ach wenn doch der May schon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander lesen, mit einander scherzen, und spatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde sind; da wollen wir uns ins Grüne setzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo soll den Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu studiren hat. Er kann aber auch zu Hause bleiben, und unterdessen etwas poetisches oder prosaisches arbeiten, damit er uns bey unserer Zurückkunft etwas vorlesen, und sich unsern Beyfall verdienen kann. Wer gesund ist, der muß arbeiten, und wer so viel Geist hat, wie Ihr Mann, der

muß für zwo Personen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müssen sich für drey Personen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Gesellschaft trinken soll; und wenns der Doctor nicht gewesen ist: so ists mein eignes Herz gewesen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern lassen. Gemästete Kälber sollen auch ganz gesund seyn. Noch eins, liebe Madam, wo soll ich schlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuse sind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als diese geschwindfüßigen Unholde. Es geht doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübschen Vorrath von schlechten Gedichten mit, mit denen ich die Gespenster auf zehn Meilen Wegs fortlesen will. Es haben sich schon verschiedne gute Freunde zu meinen Reisegefährten angeboten; es ist mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht sagen, warum; aber ich fühle es, daß wir sie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unsre Vertraulichkeit mit ansähen.

Nun, das wird recht hübsch seyn! Aber meine liebe Freundin, es sind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur so viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muß Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann Umstände machen will. Grüßen Sie ihn, und sagen Sie ihm, daß ich seine Schriften so gern, als Mosheims Werke,

käse, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter sehr guter Freund.

Ein und siebenzigster Brief.

An einen guten Freund.

Sie wissen doch, daß heute schon der fünfte May ist, und daß Sie mir versprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie also an Ihr Versprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie sich selbst schuldig sind. Ich lade Sie von neuem ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der losen Doris, im Namen der Freundschaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachst du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verschönerten Natur;
Schmückst Freunden, die dich zu genießen,
Und dankbar zu gebrauchen wissen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen Sie, Sie sollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gastfreyen Wirthin erwarten können. O was machen Sie für eine unschlüssige Miene! Das ist die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag ansagen läßt, und nicht die Miene eines Geselligen, den seine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit ihren traurigen

Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger studiren, dabey wird die beste Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wissen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wissenschaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze, studiren sollten. Im Vertrauen geredt, diese ganze Stelle von dem, O was machen Sie — an, hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beschwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich seyn soll, und ich wollte gern böse auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da sie mir die Spötterey vorsagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit seyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht besser wünschen kann, und die Sie, als ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unserm Christoph schon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L— fahren, daß er sein bestes Kleid anziehen, daß er die Kutsche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen absehen, und sich ja in Acht nehmen sollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutsche sprängen, und zu Fuße nach L— zurück kehrten. Christoph fragte, ob denn der Herr so eigensinnig wäre? Ja doch, sagte meine Frau, er ist eben so eigensinnig, als gutwillig. um desto aufmerksamer müßt ihr seyn; kurz, es ist der Herr, in dessen Büchern ihr Sonntags immer lest. Hier verbeugte sich Christoph, und sagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht so lieb wäre, als daß er

diesen Herrn fahren sollte. Er wird also auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und in tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hause erscheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R— läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es ist mit dem Frühlinge eine große Veränderung in seinem Charakter vorgegangen.

Der Stolze, der vor unsern Ohren
Die Liebe tausendmal verschworen,
Verseufzt itzt seinen Tag betrübt;
Haßt, die ihn suchen aufzuwecken;
Flieht einsam in die finstern Hecken,
O May! wo ist sein Stolz? Er liebt!

Im Ernste, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Diese hat durch Hülfe des Lenzes das ganze System seines hagestolzischen Herzens über den Haufen geworfen. Es ist sein Ernst, daß er sie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; sie vielleicht auch nicht. Unterdessen ist sie noch zu sehr Wittwe, als daß sie ihn unter acht Tagen anhören sollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu lesen, ein offnes Gesicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin ꝛc.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergessen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, schon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingerissen. Ich weiß nicht, ob mein Herz zu gut ist, Sie zu vergessen, oder ob Sie zu gut sind, vergessen zu werden. Genug, ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden sind, und es würde mir gar nicht zuwider seyn, wenn ich eine Stunde um Sie seyn, und Ihrem prosaischen und poetischen Gewäsche zuhören sollte. Allein verlassen Sie sich nicht zu sehr auf diese Versicherung. Ich stehe nicht für mein Herz. Woher weiß ich, ob es den Eindruck von Ihren Verdiensten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienste, und ein Verdienst kann ja wohl das andre auslöschen. Wenn ich Ihnen also recht ehrlich rathen soll, mein Geliebter, so schreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen von neuem anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geschicklichkeit in der Musik, im Zeichnen, in der Poesie. Sagen Sie, daß Ihre Verse unter den meinigen sind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch kostbar ist, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieses ist das, was Sie mir schreiben sollen. Die Art, es zu sa-

gen, überlasse ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch sagen, was Sie mir nicht schreiben sollen. Erstlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn wenn ich auch welche hätte: so haben Sie, als mein Verehrer, doch kein Recht, sie wahrzunehmen. Ferner, schreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im bösen, denn sie geht Sie nichts an. Ich habe es ihrem Manne gesagt, daß Sie Briefe mit ihr wechselten, und er will deswegen an Ihre gnädige Herrschaft schreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache so weit treiben würde: so hätte ich wohl schweigen können. Endlich schreiben Sie mir keine solchen Verschen mehr, als in Ihrem letzten Briefe stehen, sondern warten Sie, bis ich Sie um solche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Christianchen, an, oder, oder wenn Sie dieses Wort ja nicht lassen können: so setzen Sie wenigstens. Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Christianchen! Unter diesen Bedingungen sollen mir Ihre Briefe allezeit lieb seyn.

Drei und siebenzigster Brief.

An den Herrn Baron Gr**.

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau

von K—, und es würde mir noch besser gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht so weich schlafen, und weniger vornehm speisen dürfte. Meine Wirthin ist die gefälligste Frau von der Welt. Ihr Gesicht ist so heiter, wie die Gegend auf ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenschaften entbehren, und darum doch noch die Mißgunst der Schönen, und die größte Hochachtung unsers Geschlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meine Tage hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen versprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beschreiben dürfte. Machen Sie sich also immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus große Lust, zu schwatzen.

Ich schlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meistens um sechs Uhr des Morgens stehe ich schon an dem Fenster, und überschaue mit einem unersättlichen Auge den Herbst, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wissen, ist mir aus meinem Fenster ein ganz neues Schauspiel. Hier stehe ich nun, und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach diesen glücklichen Augenblicken, und ganz berauscht von dem Geiste des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber so glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigstens drey auf einmal, die sich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit aller Gewalt zu meinem Befehle seyn wollen: und

wenn ich den einen etwas bitte, so nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen lassen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieser Beschäftigung besuchen mich fünf bis sechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Gespräch einlasse, weil ich weiß, daß sie mir nicht antworten. Indessen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beschreibt mir das ganze Revier, und kränkt sich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verstehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig seyn müßte: so hat er sich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietist wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir gesteckt habe, sind der Terenz, der Horaz, und der Gresset. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in diesen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum sollten Sie sich wundern? Hier ist die Natur selbst ihre Auslegerin, die sie begeisterte, als sie sangen. Und sie erklärt sie, wenn gleich nicht so gelehrt, doch angenehm und deutlicher, als die angesehensten Commentatores. Die Beschreibung einer schönen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammenhalten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens off-

net, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Evnuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non?
sine modo:
Mori me malim: sentiet, qui vir siem.
Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis
Vltro supplicium.

So? höre ich Sie sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit, die mir gelten soll? Eine Bosheit? Nein, Herr Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob etwas wahrers und richtigers seyn kann, als diese Stelle. Ja doch, rief ich überlaut, da ich sie las, ja doch, eine kleine falsche Thräne! ich sehe das Mädchen, itzt reibt sie sich die Augen, und zwar erbärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will nicht kommen; aber sie muß. Und itzt löscht diese Thräne alle die hitzigen Reden des Phädria aus; alle auf einmal. So dachte und sprach ich mit mir, und

schmählte auf mich, daß ich nicht auch so klug, wie Terenz, wäre. Vergeben Sie mir diese Schulepisode. Ich will gleich von meinen Büchern zu einem andern Zeitvertreibe eilen.

Wenn ich mich bald satt gelesen habe: so warte ich der gnädigen Frau und Fräulein Tochter auf. Ich treffe sie gemeiniglich bey einem Buche, oder mit dem Verwalter über einer Rechnung an. Alles lacht mir entgegen, und so gar der Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wachtmeister gewesen ist, zwingt sich, aus seinem fürchterlichen Gesichte mir ein freundliches zu machen. In dieser Stunde, (denn so lange halte ich mich ungefähr in dem Zimmer meiner Gebieterin auf,) verdiene ich eigentlich die Erlaubniß mich auf ihrem Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr, und unser Gespräch betrifft gemeiniglich die Erziehung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geschlechts. Wenn es bald Mittag ist: so setze ich mich mitten auf den Hof, dessen oberste Hälfte gepflastert, und mit einem Geländer umgeben ist. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt — wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuße und im Fluge, herbey geschossen. Ich füttre also Hüner, Truthüner, Enten, Gänse, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben ist beynahe ein unzählbares Volk. Darauf besuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhause, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Nest zu verlassen, ihm Platz zu machen, und sich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erst bittet er

sanft und liebreich, dann redet er ernsthafter, und wenn sie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will, so gebietet er mit einem täuberischen Tone, und dreht sich zehnmal in den Kreis herum, als wollte er sie nicht mehr ansehen, und ihr doch auch die Freyheit lassen, sich, unvermerkt von ihm, aus dem Neste zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeställe, und endlich von Stalle zu Stalle, und sehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menschen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müssen.

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte, speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft; so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk; und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ist vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beiden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Huthe, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit

ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen den Schönen gemeiniglich die größte Hälfte, und diese bückten in währendem Spiele sich so vortheilhaft über die breite Tafel, daß ihre Galane entweder den Sieg vergaßen, oder ihn doch am Ende vergessen konnten;

Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter diesen jungen Leuten sitzt, zu oberst an der Tafel, ein schon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe ist, und doch den Tag über die sauerste Handarbeit verrichtet. Man ißt nicht eher, bis er seinen Platz eingenommen hat, und so bald er aufsteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Personen nach. Wenn sie Fleisch haben, welches die Woche drey oder viermal geschieht: so ißt er nur die Hälfte von seiner Portion, und die andre Hälfte trägt er seiner neunzigjährigen Mutter nach Hause. Und eben um diese zu erhalten, ist er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groschen. Ein schreckliches Geld! Aber der gute Mann muß nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für diesen Groschen wachen, sondern auch beständig beten und singen, damit man weiß, daß er wacht. Kurz, der Mann muß für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann auch wirklich alle Psalmen und das ganze Gesangbuch auswendig. Und in so weit dieses zu seinem Dienste nöthig ist: so glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für diesen adelichen Hof finden kann. So wenig er schläft, so viel er arbeitet;

beitet: so ist er doch gesund, zufrieden, und die Freundlichkeit selbst. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich so lange bey der Beschreibung dieses Mannes aufgehalten habe. Denn sind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als mancher große Mann, der sich in seinem Kupferstiche bewundert, und dessen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Gesinde gegessen hat, so geht unsre Tafel an, und obgleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen lassen, so sitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, ist für mich allein. Da lese ich noch eine Stunde, und so geht der Tag vorbey. Was das meiste ist, so bin ich die ganzen acht Tage gesund gewesen. Das ist viel Glück!

Mich deucht, Sie wissen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wissen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine lustige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hiesigen Gegend angeht. Diese ist sehr tyrannisch. Ich gehe am vergangnen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey sich hatte. Ich setzte mich unbekannt neben den ersten den besten Bauer. Ein Student stieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine schreckliche Predigt an. Er war so philosophisch, daß er den Bauern erklärte, was säen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich schlummerte sanft ein. Aber in dieser Kirche hat man die

Freyheit nicht, über einer schlechten Predigt einzuschlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoße sehr geschwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus seinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieser gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und also schlief ich wieder ein. In kurzem erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und sah einen kleinen Bauernjungen mit einem ziemlichen langen Stecken vor mir stehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wußte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieser Junge hat das Recht, mit seiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich schämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf schlagen lassen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutsche der gnädigen Frau, mit vier Pferden bespannt, durch sein Dorf wird fahren sehen, den er am Sonntage seine Gewalt hat fühlen lassen? Ich bin mit dem Ende dieser Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen: so, will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Person ein neues Verdienst bey meiner Wirthin und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Leben

der

Schwedischen Gräfin

von G**.

Erster Theil.

Erster Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geschlechts eben so beredt, oder geschwätzig, als Andre seyn, wenn ich anders viel zu sagen wüßte. Meine Aeltern sind mir in den zartesten Jahren gestorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländischen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daß er ein rechtschaffner Mann gewesen ist, und wenig Mittel besessen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in seiner Jugend studirt hatte, nahm mich, nach meines Vaters Tode, zu sich auf sein Landgut, und erzog mich bis in mein sechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen können, die er einmal zu seiner Gemahlin sagte, als sie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wissen. Vormittags, fieng er an, soll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als eine Frau er-

zogen werden. Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal weil sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar nicht gern, daß ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie sie zu reden pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich dieser Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten Sie sich nicht, sprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiß nicht zu viel. Sie soll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand, als ein vernünftiger Mann, nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll: so muß sie klug, gesittet und geschickt werden. Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gesparet; und ich würde gewiß noch etliche Jahre eher vernünftig geworden seyn, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthschaftssachen gar nicht unwissend gelassen; allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer solchen Galanterie in den Kopf, bey der man sehr glücklich eine stolze Närrin werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unser Geschlecht recht versehen zu seyn scheint. Aber zu meinem Glücke starb meine Frau Base, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich desto sorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöschen, welche ihr Umgang und ihr Beyspiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte also nicht sowohl wider meine Neigungen streiten, als sie nur ermuntern. Er lieh mir seinen Verstand, mein Herz recht in Ordnung zu

bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von solchen Dingen, die das Auge einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er sah, daß ich wußte, wie schön ich war; um desto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menschen kennen, und an solchen Eigenschaften einen Geschmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewissens, als durch eine allgemeine Bewunderung, belohnt werden. Man glaube ja nicht, daß er eine hohe und tiefsinnige Philosophie mit mir durchgieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glücke und Unglücke, im Tode, und nach diesem Leben, bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß, als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, daß ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtin betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen

würde. Mit Einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaften pralen, oder wenn es hoch kömmt, unsere Ehrbegierde einige Zeit stillen, sondern die von dem Verstande in das Herz dringt, und uns gesittet, liebreich, großmüthig, gelassen und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweisen, daß mein Vetter seine guten Absichten sehr schlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle diese schönen Eigenschaften beylegen, und sie als meinen Charakter den Lesern aufdringen wollte. Es wird am besten seyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leser ankommen lasse, was sie sich aus meiner Geschichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch so aufrichtig bestimmte, daß ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer stolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war sechzehn Jahre alt, da ich an den Schwedischen Grafen von G. verheyrathet wurde. Mit dieser Heyrath gieng es folgendermaßen zu. Der Graf hatte in dem Liefländischen Güter, und zwar lagen sie nahe an meines Vetters Rittersitze. Das Jahr vor meiner Heyrath hatte der Graf nebst seinem Vater eine Reise aus Schweden auf diese Güter gethan. Er hatte mich etlichemal bey meinem Vetter gesehen und gesprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu bestreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich also auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu fesseln, der sehr reich, sehr wohlgebildet, angesehen bey Hofe, schon ein Obrister über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzessinn willkommen war? Doch

daß ich ihm nicht habe gefallen wollen, ist unstreitig mein Glück gewesen. Ich that gelassen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf sein Herz machte, anstatt daß ich vielleicht ein gezwungenes und ängstliches Wesen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte kostbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen sehr wohl; allein so sehr ich mir ihn heimlich wünschen mochte: so hielt ichs doch für unmöglich, ihn zu besitzen.

Nach einem Jahre schrieb er an mich, und der ganze Inhalt seines Briefes bestund darinne, ob ich mich entschließen könnte, seine Gemahlin zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeschreiblich angenehm, und die großmüthige Art, mit der er mirs anboth, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewisse Art, einem zu sagen, daß man ihn liebt, welche ganz bezaubernd ist. Der Verstand thut nicht viel dabey, sondern das Herz redet meistens allein. Vielleicht wird man das, was ich sagen will, am besten aus seinem Briefe selber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erschrecken Sie nicht über dieses Bekenntniß, oder wenn Sie ja über die Dreistigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erschrecken müssen: so bedenken Sie, ob dieser Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit seyn kann. Lassen Sie mich ausreden, liebstes Fräulein. Doch was soll ich sagen? Ich liebe Sie; dieß ist es alles. Und ich habe Sie von dem ersten Augenblicke an geliebet, da ich Sie

vor einem Jahre gesehen und gesprochen habe. Ich gestehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich bemüht habe, Sie zu vergessen, weil es die Umstände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe ist vergebens gewesen, und hat zu nichts gedienet, als mich von der Gewißheit meiner Liebe und von ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen. Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlin nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu großmüthig, als daß Sie eine Frage unbeantwortet lassen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach, liebste Freundin, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen Sie seine größten Verdienste sucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich lasse Ihnen zu Ihrem Entschlusse so viel Zeit, als Sie verlangen. Doch sage ich Ihnen zugleich, daß mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schicksal erfahre. Wie inständig müßte ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich blos meiner Empfindung und meinen Wünschen folgen wollte! Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daß ich sie einem andern Bewegungsgrunde, als Ihrer freyen Einwilligung, zu danken haben wollte. So entsetzlich mir

eine unglückliche Nachricht seyn wird; so wenig wird sie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein hassen können, weil sie nicht Ursachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu schenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundin, hochzuschätzen, und mich über mich selbst beklagen. Wie sauer wird es mir, diesen Brief zu schließen! wie gern sagte ich Ihnen noch hundertmal, daß ich Sie liebe, daß ich Sie unaufhörlich liebe, daß ich in Gedanken auf Ihre geringste Miene bey meinem Bekenntnisse Achtung gebe, aus Begierde etwas vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach, liebstes Fräulein, wenn wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geschrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünschen, daß ich sagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorging. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieses Bekenntniß vielen von meinen Leserinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder sich einbilden, daß ich weder schön, noch empfindlich gewesen bin, weil ich in meinem sechzehnten Jahre nicht wenigstens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schande gereichen: so kann man sich darauf verlassen, daß ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannspersonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir ent-

fernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich stand, da war er bey mir. Es war nichts schöners, nichts vollkommeners, als er. Ich wünschte nichts, als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkosungen, und ich weigerte mich mit einer verschämten Art, sie anzunehmen. Vielen wird dieses lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unschuldige, eine recht zärtliche Braut ist in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erstaunen betrachten kann. Ihr Vernehmen, ihre Sprache, ihre Mienen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, je sorgfältiger sie es verbergen will. Ich aß und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich sage es im Ernste, daß ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reizender, als ich zuvor gewesen war.

Mein Vetter machte sich nunmehr mit mir auf die Reise nach Schweden. Es begleiteten mich verschiedne junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abschied von Ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise gieng glücklich von statten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das Geringste begegnet, außer daß mir jeder Augengenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wußte ich noch nicht, daß er mich liebte; itzt aber

wußte ichs. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, daß sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte: so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in Andern? Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eignen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die ersinnlichsten Liebkosungen; und ich glaube nicht, daß man glückseliger seyn kann, als ich an seiner Seite war. Unser Beylager wurde ohne Gepränge, mit Einem Worte, sehr still, aber gewiß sehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird diese beyden Stücke nicht zusammen reimen können. Dem zu Gefallen muß ich eine kleine Beschreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwan acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reise wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unserer Vermählung zu bestimmen. Ich versicherte ihm, daß ich die Ehre, seine Gemahlin zu heißen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer seyn, als der, den er selber dazu ernennen würde. Wir setzten, ohne uns weiter zu berathschlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entschlossen wäre, heute seine Gemahlin zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergeschlagenen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kusse. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgesuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortrefflich in diesem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er ist nach ihrem Körper gemacht,

und sie machen ihn schön. Ich dächte, Sie legten heute keinen andern Staat an. Wenn ich Ihnen gefalle, mein lieber Graf, versetzte ich: so bin ich schön genug angeputzt. Ich war also in meinem Brautstaat, ohne daß ichs selber gewußt hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichste mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und spielte eine halbe Stunde, und sang, auf Verlangen meines Grafen und meines eignen Herzens, dazu. Auf diese Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war schon lange gestorben, und die einzige Schwester auch) kam nebst meinem Vetter zu uns. Sie statteten ihren Glückwunsch ab, und sagten, daß der Priester schon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward sehr bald vollzogen, und wir setzten uns zur Tafel, nämlich wir viere und der Priester. Die Tafel war etwan mit sechs oder acht Gerichten besetzt. Dieses waren die Anstalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armselig vorkommen. Gleichwohl war ich sehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder besser zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig seyn, weil mich nichts von dem rauschenden Lermen störte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfesten zur Quaal der Vermählten zu seyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir spazieren, und zwar zu dem Herrn R—, der meinen Gemahl auf seinen Reisen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte diesen Mann ungemein. Hier bringe ich Ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlin. Ich habe mich heute mit ihr trauen lassen. Ist es nicht wahr, ich habe vortrefflich gewählt? Sie sollen ein Zeuge von meinem

und Ihrem Vergnügen seyn, kommen Sie, und begleiten Sie uns wieder zurück. Wir fuhren also in seiner Gesellschaft wieder auf unser Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verstrich eben so vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundre ich mich, daß ich meinen Gemahl noch nicht beschrieben habe. Er sah bräunlich im Gesichte aus, und hatte ein Paar so feurige und blizzende Augen, daß sie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wußte dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, daß nichts als Großmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter abschildern. Man verderbt durch die genauen Beschreibungen oft das Bild, das man seinen Lesern von einer schönen Person machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der schönste Mann.

Nicht lange nach unserer Vermählung mußte mein Gemahl zu seinem Regimente. Sein Vater, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmste Mann war, wollte mir die Abwesenheit meines Gemahls erträglich machen, und reisete mit mir auf seine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine sehr junge und schöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Die Frau hatte so viel reitzendes an sich, und so viel gefälliges und leutseliges in ihrem Umgange, daß ich ihr auf den ersten Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundin ward. Ich bat, sie sollte mich wieder zurück begleiten, und bey mir leben. Sie sollte nicht meine Bediente, sondern meine gute

Freundin seyn. Und wenn sie nicht länger bey mir bleiben wollte: so wollte ich ihr eine ansehnliche Versorgung schaffen Sie nahm diesen Antrag mit Thränen an, und schützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Lust zu einem stillen Leben vor, warum sie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indessen nicht von der Seite, und bezeigte so viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, daß ich sie hundertmal bat, mir zu sagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein, sie schlug alle Anerbietungen recht großmüthig aus, und verlangte nichts, als meine Gewogenheit. Der alte Graf wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen begleitete: so sah ich ein Kind in dem untersten Gebäude des Hofes am Fenster stehen. Ich fragte, wem dieses Kind wäre? Die gute Frau kam vor Schrecken ganz außer sich. Sie hatte mich beredt, daß ihr Sohn unlängst die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten sollte: so hatte sie mir ihn bey meinem Daseyn, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen sehen lassen. Allein ich sahe, daß diesem Knaben nichts fehlte, und ich ließ nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entsetzte ich mich, als ich in seinem Gesichte das Ebenbild meines Gemahls antraf. Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küßte es, umarmte zugleich seine Mutter, und setzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Bestürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniß. Die Frau, sprach er, die Sie gesehen haben, ist die ehemalige Geliebte Ihres Gemahls. Und wenn Sie dieses Geständniß beleidiget: so zürnen Sie nicht so wohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der

Sache

Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer besondern Art erzogen, die Ihnen in manchen Stücken ausschweifend vorkommen dürfte. Mein Sohn mußte in mir nicht sowohl seinen Vater, als seinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verschwieg. Daher gestund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tausend Thorheiten abzuziehen, ehe er sie begieng, oder doch, ehe er sich daran gewöhnete. Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte, welches meine Schwester als eine Waise sehr jung zu sich genommen, und, weil das Kind viel Lebhaftigkeit besaß, in der Gesellschaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen lassen. Mein Sohn hatte mir aus dieser Liebe nie ein Geheimniß gemacht. Er bat mich, da er seine Reisen antrat, daß ich ihm erlauben möchte, dieses Frauenzimmer, als seine gute Freundin, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu schwach, ihm diese Bitte abzuschlagen, oder ich willigte mit Fleiß darein, um ihn von den gefährlichen Ausschweifungen der Jugend durch ihre Gesellschaft abzuhalten. Und dieses ist eben das Frauenzimmer, das Sie itzt gesehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie besitzt sehr gute Eigenschaften, und ich habe ihr zehntausend Thaler ausgesetzt, damit sie heirathen kann, wenn es ihr beliebt. Für ihren Sohn habe ich auch etwas gewisses zu seiner Erziehung bestimmt. Und wenn ihnen diese Frau gefährlich scheint: so will ich sie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter schicken, und ihr daselbst alle mögliche Versorgung verschaffen.

Man glaube ja nicht, daß ich die ehemalige Geliebte meines Gemahls zu hassen anfieng. Nein, ich liebte sie, und die Liebe besänftigte die Eifersucht. Ich bat, daß er sie mit einer anständigen Heirath versorgen, und sie entfernen möchte. Bey unserer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl schon an. So sehr ich von der Gewißheit seiner Liebe versichert war: so konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltsinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniß aus mir heraus zu locken, das mein Herz nicht umsonst entdecket haben wollte. Er erschrack, und beklagte sich über die Unvorsichtigkeit seines Vaters, daß er mich an einen Ort geführt hätte, der unsrer Zärtlichkeit so nachtheilig seyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daß man dieses Frauenzimmer nebst ihrem Sohne entfernen, und alles, was sie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen sollte. Dieses geschah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht frey sprechen will.

Er gestund mir, daß er dieses Frauenzimmer gewiß zu seiner Gemahlin erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente sie dieses Glück so wohl, als ich. Ich sah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als daß ich adelich geboren war. Und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hätte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl seines Sohnes gebilliget. Sie

kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einläßt, verdienet eher Mitleiden, als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umstand, der Carolinens Werth, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. So bald sie gesehen, daß er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhalten können, ohne dabey sein Glück in Gefahr zu setzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: so hatte sie sich des Rechts auf sein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen seines großmüthigen Inhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf,

Ich höre, daß man Ihnen den Entschluß, mich für Ihre Gemahlin zu erklären, sehr sauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiß weiß, daß Sie mich lieben, und daß Sie eben so viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe kostet, meine Ansprüche auf das edelste und großmüthigste Herz fahren zu lassen. Doch wenn ich einmal meinen Graf verlieren soll: so will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebster Graf, ich opfre Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergesse das schmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlin zu werden, auf ewig. Sie sind frey, und können sich zu einer Wahl entschließen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur sehe, daß Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer

Gemahlin erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verschaffen wollen. Dieses ist, wie der Himmel weiß, mein größter Wunsch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines solchen Wunsches, als daß man Sie liebt? Ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, daß Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen stünde. Ich werde mich auch nie über mich selbst beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner Liebe wird mir allemal die größte Beruhigung geben; so traurig auch mein künftiges Schicksal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie sich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundin. Diese Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und lassen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweisen, wo ich nebst meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entschlusse, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens großmüthigem Entschlusse hatte ichs also zu danken, daß mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte sich nach diesem Briefe nicht mehr, als noch einmal von ihm sprechen lassen, und sich so gleich auf das Landgut begeben, wo ich sie antraf. Er versicherte mich, daß er sie seit anderthalb Jahren nicht gesehen, und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreise nach Liefland

noch einmal zu sprechen, wenn es der Wohlstand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte seine Bemühungen, mir zu gefallen; und der Himmel weiß, daß er der liebenswürdigste Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und gesittet gewesen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringste von dem Rohen und Wilden an sich genommen, das dieser Lebensart sonst eigen zu seyn pflegt. Er war die Gutheit und Menschenliebe selbst, und dennoch ward er im ganzen Hause so gefürchtet, daß der kleinste Wink an seine Leute die Wirkung des nachdrücklichsten Befehls that. Er schien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich, mir etwas abzuschlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieser zärtlichen Unterthänigkeit wußte er sich bey mir in einer gewissen Ehrfurcht zu erhalten, daß ich bey aller meiner Herrschaft nicht sowohl meinen Willen, als vielmehr sein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichste Mann in seinen Geschäften, und band sich doch selten an die Zeit. Er arbeitete, so bald er sich geschickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete so lange fort, als er sich in dieser Verfassung merkte. Allein er ließ auch von seinen Verrichtungen nach, so bald als er keine Lust mehr dazu verspürete. Daher war er stets munter, weil er sich niemals zu sehr ermüdete, und hatte stets Zeit zu den Vergnügungen übrig, weil er die Zeit niemals mit vergebnen Bemühungen zu arbeiten verschwendete. Er hatte eine sehr schöne Bibliothek auf seinen Reisen gesammlet. Ich verstund

Französisch, und etwas Latein und Italiänisch. Der Büchersaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meines Gemahls der angenehmste Ort. Er las mir aus vielen Büchern, die theils historisch, theils wizzig, theils moralisch waren, die schönsten Stellen vor, und brachte mir seinen guten Geschmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal sagen konnte, warum eine Sache schön, oder nicht schön war: so war doch meine Empfindung so getreu, daß sie mich selten betrog. Unsere Ehe selbst war nichts, als Liebe, und unser Leben nichts, als Vergnügen. Wir hatten fast niemanden zu unserm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unser alter Vater uns alle beyde. Dieser Mann von siebenzig Jahren vertrat die Stelle von sechs Personen. Seine Erfahrung in der Welt, seine brauchbare Gelehrsamkeit und sein zufriednes und redliches Herz machten ihn stets munter und belebt in seinen Gesprächen. Ich kann sagen, daß ich diesen Greis in drey Jahren fast keine Stunde unruhig gesehen habe; denn so viele Jahre waren in meiner Ehe verstrichen, als er starb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieses Mannes! Er bekam sieben Tage vor seinem Tode Schwulst in den Beinen. Diese trat immer weiter, und er sahe mit jedem Tage sein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauern würde. Wahrscheinlicher Weise, antwortete dieser, über drey Tage nicht. Recht gut, versetzte der alte Graf. Gott sey gedankt, daß meine Wallfahrt so glücklich abgelaufen ist! Also habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenschaft geben soll? Ich werde sie nicht besser anwenden können, als wenn ich durch meine Freudig-

keit den Meinigen ein Beyspiel gebe, wie leicht und glückselig man stirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er ließ darauf alle seine Bedienten zusammen kommen. Er rühmte ihre Treue, und bat sie, als ein Vater, daß sie die Tugend stets vor Augen haben sollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufseher gewesen. Der Tod hebt diesen Unterschied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr so viel, als ich, seyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben so viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verspreche mir mit der Hand, daß er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, einem jedweden eine gewisse Summe Geldes auszutheilen. Er ließ diesen und den folgenden Tag die meisten von seinen Unterthanen zu sich kommen, und redete mit ihnen eben so, wie mit seinen Bedienten. Wem er Geld zu seiner Nahrung vorgestrecket hatte, dem erließ ers; und alle durften sich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war sehr klein; denn er hatte seine Wohlthaten und seine Vorsorge gegen die Unterthanen nicht bis an sein Ende versparet. Man kann sich die Wehmuth dieser Leute leicht vorstellen. Ein jeder beweinte in ihm den Verlust eines Vaters. Nach dieser Verrichtung fragte der sterbende Graf, ob noch jemand in seinem Hause wäre, der nicht Abschied von ihm genommen hätte. Ich sagte ihm, daß ich niemanden wüßte, außer die Soldaten, die mein Gemahl bey sich hätte. Auch diese, sagte er, sind mir liebe Leute. Sie brauchen am meisten den Tod kennen zu lernen, weil sie ihn vor An=

dern unvermuthet gewärtig seyn müssen. Laßt sie herein kommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerschrockenheit aus den Augen sah. Der alte Graf redete sie liebreich an, und er hätte kaum angefangen: so weinten diese dem Anscheine nach so beherzte und barbarische Männer, wie die Kinder. Er fragte sie, wie lange sie gedienet hätten. Sie hatten fast alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daß ihr die Ruhe des Lebens schmeckt, weil ihr die Unruhe so lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abschied ertheilen. Und ihr sollt euch in meinem Dorfe niederlassen, und so lange ihr lebet, noch so viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von diesen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

Die Nacht vor seinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit seines Todes, und er hörte mit der größten Standhaftigkeit, daß er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt seyn würde. Er forderte darauf zu essen. Er aß, und ließ sich auch ein Glas Wein reichen. Gütiger Gott! fieng er an, es schmeckt mir bey meinem Ende noch so gut, als es mir vor funfzig Jahren geschmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt: so würden meine Gefäße zu dieser Erquickung nicht mehr geschickt seyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen. Er schlief drey Stunden. Alsdann rief er mich, und bat, ich sollte ihm aus seinem Schreibetische ein gewisses Manuscript holen. Dieses war ein Verzeichniß seines Lebens seit vierzig Jahren. Und dieses mußte ich ihm bis zu anbrechen-

dem Tage vorlesen. Als wir fertig waren: so that er das brünstigste Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genießen lassen, auf eine ganz entzückende Weise, und bat, daß er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgestrebt, möchte vollkommen erreichen lassen. Er ließ seinen Sohn rufen, nahm uns beyde in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieses, sagte er, sind seit vierzig und mehr Jahren die ersten Thränen, die ich vergieße. Sie sind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtsamkeit, sondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem Tode hoffe, macht mir den Abschied von euch sehr erträglich. Liebt getreu, und genießt das Leben, das uns die Vorsehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geschenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen sollte, wenn unsre Ehe fruchtbar seyn würde. Und in eben der Bemühung, auch seine Nachkommen durch eine weise Vorsorge noch glücklich zu machen, starb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der größten Zufriedenheit auf unserm Landgute. Endlich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erscheinen, und ich folgte ihm dahin. —

Ich war kaum bey Hofe angekommen, so ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es schien, niemand schöner, niemand geschickter und vollkommner, als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem süßen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir selber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marsche,

und ich mußte zurück bleiben. Es hieß, ich sollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu sehen bekam. Ich hatte meine ganze Philosophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und seinem Vater gelernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefährliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum erstenmale sah.

Ein gewisser Prinz von S—, der bey Hofe alles galt, der schon eine Gemahlin, und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch wußte ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu widerstehen. Ich war so treu, als man seyn kann; allein vielleicht nicht strenge genug in dem äusserlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkosungen; doch bey der ersten Freyheit, die er sich heraus nahm, sagte ich zu ihm: Erlauben sie mir, daß ich es ihrer Gemahlin darf melden lassen, daß sie bey mir sind, damit sie mir das Glück ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie ist schon in den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, ist auch bey mir, wenn er gleich im Felde ist. Darauf machte er mir ein frostig Com-

pliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieser Herr war, wird die Folge ausweisen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach seiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieses war die erste Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unser Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Ursache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tausendmal um Vergebung. Ich bin sehr wohl, sprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren sie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeitlebens dafür danken. Ich habe es voraus gesehen, daß ihnen der Hof gefährlich seyn würde. Ich konnte mir einbilden, daß man sie bewundern, und daß ihr Herz der Versuchung der Lobsprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den ersten Augenblick widerstehen würde. Die erlittene Ungnade ist nichts, als ein Beweis, daß ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich, als jemals. Und damit wir den Verlust unsers klugen Vaters desto weniger fühlten: so nahm mein Gemahl seinen ehemaligen Reisegefährten, den Herrn R—, zu sich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer großen Gesellschaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war stumm und unbelebt, wenn er viel Leute sah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Personen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Belesenheit war ausserordentlich, und seine Bescheidenheit eben so groß. Er war in der Tugend und Freundschaft strenge bis zum Eigensinne. So traurig seine Miene aussah, so gelassen und zufrieden war er doch. Er schlug

kein Vergnügen aus; allein es schien, als ob er sich nicht so wohl an den Ergötzlichkeiten selbst, als vielmehr an dem Vergnügen belustigte, das die Ergötzlichkeiten Andern machten. Sein Verlangen war, alle Menschen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher konnte er die großen Gesellschaften nicht leiden, weil er so viel Zwang, so viel unnatürliche Höflichkeiten, und so viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handeln, darinnen antraf. Er blieb in allen seinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenstellen fast gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren seine ärgsten Feinde. Und er glaubte, daß diese Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden thäten, als alle Ketzer und Freygeister. Einem geringen Manne diente er mit größern Freuden, als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Ursache fragte, so sagte er: ich fürchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einem Lastträger seiner Meynungen, und zu einem Beförderer seiner Affecten erkaufen wollen. Er hatte einen geschickten Bedienten, der ihm aber des Tages nicht mehr, als etliche Stunden, aufwarten durfte. Als er seinen Herrn in unsrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte, so sagte er: Denkt ihr denn, daß ihr bloß meinetwegen, und meiner Kleider und Wäsche wegen, in der Welt seyd? Wollt ihr denn so unwissend sterben, als ihr gebohren seyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, so setzt euch hin, und überlegt, was ein Mensch ist: so werden euch Beschäftigungen genug einfallen. Er gab ihm verschiedene Bücher zu lesen. Und wenn er ihn aus-

kleidete: so mußte er ihm allemal sagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer sich schämt, sagte er, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe ist, der verdient nicht, ein Mensch zu seyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R—, als seinen Bruder, und wir beschlossen niemals etwas Wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Paß vertheidigen sollen. Allein er hatte das Unglück gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S—, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiß zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlin, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt, als in einem guten Gewissen suchte. Gerechter Gott! Ich soll durch das Schwerdt sterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weiß, daß ich unschuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen seyn, ob ich mei-

ner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S—, den ihr durch eure Tugend beleidiget habet, ist ohne Zweifel die Ursache meines gewaltsamen Todes. Vergebt es ihm, daß er euch euren Gemahl entreißt. Es ist weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entrissen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlin, und betet, daß ich bey dem Anblicke meines Todes so beherzt seyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden sind gefährlich. Wollte Gott! daß sie tödtlich wären, und mich der Schmach entrissen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu sterben. In fünf Tagen soll mein Urtheil vollstreckt werden. Nehmet von dem redlichen R— in meinem Namen Abschied. Er wird euch in eurem Unglücke nicht verlassen. Ich habe den König in einem Bittschreiben ersucht, daß er euch meine Güter lassen soll; aber ich glaube nicht, daß es geschehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daß ihr den Nachstellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der fünfte Tag schon da wäre! O warum muß ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es ist eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einmal wohl, liebste Gemahlin. Ich fühle den Augenblick eine ausserordentliche Schwachheit in meinem Körper. — Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daß er euch diesen Brief zustellen läßt. Faßt euch. Ich liebe euch ewig, und ich sehe euch in der künftigen Welt gewiß wieder.

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der

Liebe und des Schmerzens ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, daß ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und sie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich sah, daß sie solche nicht besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fühlte den Streich mehr, als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte. Niemand stund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R—. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vortheil, daß ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Post, daß sein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. So ist er denn, als ein Held, an seinen Wunden gestorben? rief ich aus. So hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltsamen Tode, welche ärger, als der Tod selber, sind, nicht mit ansehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden bestattet hätte. Er sagte mir, daß dieses gar nicht hätte geschehen können, weil in der Nacht, da er gestorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen gesessen, genöthiget hätten, sich in der größten Eil und mit Verlust zurückzuziehen. In eben dieser Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls

Regimente hätte ihm Gelegenheit geschafft, mit einem Detaschement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte selbst an mich geschrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden so bald zu verlassen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder seiner Wollust weiter ausgesetzt seyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unsrer Güter war, wie ich erfuhr, schon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entschloß mich also zur Flucht, und bat den Herrn R—, Schweden mit mir zu verlassen. Wir gaben in unserm Hause eine Reise auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatoulle, in welcher etwan tausend Ducaten waren, (denn mein Gemahl hatte sein baares Vermögen der Krone vorgestreckt) nebst dem Geschmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeschirr ließen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R— glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, daß man die Güter eingezogen, und daß man mir etliche Meilen hatte nachsetzen lassen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht sicher. Der Prinz wollte mich in seiner Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wußte nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte aussuchen sollte. Mein getreuer Begleiter sollte mein Rathgeber werden. Er schlug mir Holland vor, weil er in Amsterdam Freunde hatte, und er versicherte mich, daß es mir an diesem Orte gefallen

würde. Hier können sie sich, sagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis sich die Umstände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, daß sie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurück bekommen.

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Länder angenehmer, als mein Vaterland. Ich entschloß mich also, mit ihm nach Amsterdam zu gehen, und ich wünschte, daß mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwan achtzehn Meilen von ihr entfernet, denn wir bildeten uns ein, daß sie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R— reisete also dahin ab, um sich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, so brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daß er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, gesehen, aber nicht gesprochen hätte. Ich schickte ihn fort, und binnen wenig Stunden sah ich sie, zu meinem größten Vergnügen, bey mir. Sie hatte binnen den acht Jahren, da ich sie nicht gesehen, etwas von ihren äusserlichen Reizungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange, verloren. Ich erzählte ihr mein Schicksal, und fragte sie, ob sie mit mir nach Amsterdam gehen wollte. Sie vergoß tausend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen sie hatte. Sie verfahren, sprach sie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeigen mir die stärkste Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Ursache, mich zu hassen. Ich halte es für mein größtes Unglück daß ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin seit einem Jahre, denn so lange ist es, daß ich mich

von ihres Gemahls Gütern an diesen Ort begeben habe, sehr krank gewesen, und sie werden mir es leicht ansehen, daß es mir unmöglich ist, eine so weite Reise mit ihnen zu thun. Indessen schwöre ich ihnen zu, daß mich, wofern ich wieder gesund werde, nichts in der Welt abhalten soll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich sie von der Gewißheit meines Versprechens desto stärker überführe: so will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Last wird. Er ist bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgesetzt hat, ein kleines Landgut hier in diesem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern mit dem größten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! sie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen ihnen zu dienen, sollte mich wieder gesund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Rittersitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keinen Ueberfluß da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geschmacke der Besitzerin zeugten. Ich fand eine Menge schöner Bücher in ihrer besten Stube. Und sie war so bescheiden, daß sie sagte, sie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daß sie ihr selber zugehörten. Es waren fast alle die Französischen und Schwedischen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem sie diesen guten Geschmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniß meines Gemahls. So bald sie merkte, daß mirs in die Augen fiel: so überreichte

sie mirs zum Geschenke, und gestund mir, daß sie es selber gemahlet hätte; denn sie konnte vortrefflich in Miniatür mahlen. Ich hielt es für eine Grausamkeit, sie um dieses Andenken zu bringen. Darum bat ich sie, das Bild noch einmal zu mahlen, und dieses so lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein sehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn schon in seinen zartesten Jahren einem geschickten Manne zur Aufsicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu sich kommen lassen, weil sie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet. Sie gestund mir zu gleicher Zeit, daß sie von meinem verstorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre mit ihr in Holland darnieder gekommen, und hätte sie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf sein Bitten, theils aus andern Ursachen, zurück gelassen; dieses Kind aber wäre in seinem sechsten Jahre gestorben, wie ihr Bruder geschrieben hätte. Ich wollte wünschen, fuhr sie fort, daß sie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, so viel ich weiß, ist er nicht mehr in den besten Umständen. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weiß nicht, ob er sich von seinem starken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R— kam unterdessen von seiner vergebenen Reise wieder. Es war Zeit, daß wir uns von einem Orte weg machten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen: so starb der Bediente des Herrn R—, dessen Verlust uns nicht wenig daurete. Dieser redliche Mensch gab seinem Herrn vor seinem Tode vierhun-

dert Stück Ducaten. Dieses Geld, sagte er, habe ich in ihrem Dienste, und durch ihre Freygebigkeit gesammlet, und ich bin froh, daß ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unterrichte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, daß ich itzt gelassen und freudig sterben kann. Wenn sie nur wieder einen Menschen hätten, auf den sie sich verlassen könnten. So gewiß ists, daß man auch den niedrigsten Menschen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht bloß als seinen Bedienten und Sklaven, sondern als ein Geschöpf ansieht, das unserer Aufsicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebst uns gebohren ist.

Wir verließen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie versprach, so bald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amsterdam an. Der Vetter des Herrn R—, bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar gestorben, doch lebte seine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R—, so bald sie ihn sah; denn er war, wie ich schon gesagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiset. Sie nahm uns sehr gütig auf, und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienstfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, daß sie meinen Stand nicht allein verschwiegen halten, sondern ihn auch vergessen, und mich nicht mehr als eine Gräfin, sondern als eine unglückliche Freundin, betrachten möchten. Sie hatten von dem Schicksale meines Gemahls schon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenschaften gehabt hätte, mich bey diesen Leuten in Gewogenheit und Ansehen zu setzen; so war doch mein Unglück schon die beste Empfehlung. Ja

ich erfuhr, daß ein großes Unglück in den Gemüthern vieler Menschen fast eben die Wirkung hervorbringt, welche sonst ein großes Glück zu verursachen pflegt. Man schätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verloren haben, und man macht unsern Unfall zu unserm Verdienste, so wie man oft unser Glück, ob wir gleich dazu nichts beygetragen haben, als unsre Vollkommenheit ansieht. Mit Einem Worte, diese Leute erwiesen mir, ehe ich sie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fordern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hause zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich diesen gutthätigen Leuten nicht zur Last werden möchte: so entdeckte ich dem Herrn R—, daß ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung seiner Frau Muhme zu legen. Er sagte, daß er es mit seinen vierhundert Ducaten, die ihm sein Bedienter gegeben, schon also gemacht hätte. Mein dienstwilliger Wirth verhandelte die Juwelen für zwölftausend Thaler, und sagte, daß er mir keine Interessen, sondern den ordentlichen Gewinnst davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in seinem Handel auf dieses Capital fallen würde. Ich bat ihn, daß er mir keine Rechnung ablegen, sondern mich und meine beiden Reisegefährten, anstatt der Interessen, erhalten sollte. Ich lebte hier so ruhig, daß ich mir keinen andern Ort wünschte. Herr R— hatte den Sohn von Carolinen bey sich. Weil er kein Amt hatte: so gab er sich selber eins, und zog diesen jungen Menschen mit so vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewußtseyn edler Absichten und nützlicher Thaten seine

Belohnung sucht. Und wie sehr würden nicht die Großen viel niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn sie die Belohnung kennten, welche solchen Leuten das Gedächtniß ihrer rühmlichen Absichten und guten Thaten zu schenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menschen in den Sprachen und Künsten, und brachte ihm die edelsten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was sein Unterricht nicht that, das richtete sein Exempel aus. Der Schüler ward seinem Lehrer ähnlich, und belohnte dessen Mühe durch einen fähigen Verstand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meistens mit Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieses von sich sagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unserm jungen Schüler, und suchte ihm das Wohlanständige beyzubringen, das junge Mannspersonen oft am ersten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich suchte sein flüchtiges und feuriges Wesen der Jugend durch meine Ernsthaftigkeit zu mäßigen. Ich that stets fremd gegen ihn, und stellt verschiedne Personen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Gesellschaft immer etwas neues finden sollte. Mit der Tochter meiner Wirthin, welche ein Mädchen von etwan acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte sie französisch, zeichnen, sticken, und auch singen. Kurz, ich führte ein sehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und seine Frau bequemten sich nach meinem Geschmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen sie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in große Gesellschaften. Sie störten mich nicht in meiner Einsamkeit, als bis ich gestört seyn wollte. Ich durfte we-

der befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unserm Hause für eine Anverwandtin der Wirthin. Und wer sonst mit mir umgieng, wußte es auch nicht besser. Mein verschwiegener Stand nöthigte mich also nicht, den glänzenden und sehr beschwerlichen Charakter einer Standesperson in Gesellschaften zu behaupten, und dieses zu meinem großen Vortheile. Hätte man gewußt, daß ich eine Gräfin wäre: so würde man, anstatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angesehen haben. Oder wenn es hochgekommen wäre: so würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang suchte.

Vier Jahr hatte ich nunmehr in Amsterdam zugebracht, und zu verschiedenenmalen an Carolinen geschrieben, und sie an ihr Versprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein sie blieb aus.

Ihr Sohn sollte sich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Lust zu dem Soldatenstande, und der Herr R— war so wenig dawider, daß er seine Wahl vielmehr billigte. Gesittete und geschickte Leute, sagte er, sind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungesittete giebt. Werden sie ein Soldat, und zeigen sie, daß man unerschrocken, tapfer, strenge, und doch auch weise, vorsichtig und liebreich seyn kann. So lange sie die Religion und ein gutes Gewissen haben werden: so lange werden sie den Tod zwar nicht gleichgültig ansehen; aber doch ohne Entsetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieses ist die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähndrichsstelle; und er gieng zu

seinem Regiment ab, welches nachmals an die Grenze von Holland zu stehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range untereinander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe wohl etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bey mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R— kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und sie wissen, daß ich nichts für ein Glück

halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die sich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H—, nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist; sondern weil er, ausser seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung, sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß Recht, daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urtheile dürfen sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist oft so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Person zurück hält, so bald es auf das genaueste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren besser zur Liebe, ob ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde besser gefällt.

Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Raths bedienen würde, so bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die ihnen die Versicherung giebt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so wer-

de ich sie, sobald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattin wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich ist. Und wenn es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann: so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, versetzte ich, Sie haben ja, so lange ich Sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig zu seyn geschienen; wie kömmt es denn, daß Sie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, sprach er, vermengen Sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weiß, daß man dem Andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weiß eine Person, hub ich an, die sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weiß ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der sie das genauste Band der Liebe schließen wollen. Er ward bestürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Portrait, und schrieb ein Billet ungefähr dieses Inhalts an ihn:

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehn, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben

muß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienste; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weiß.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der sowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach seinem Tode, nie so gethan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heißen. Ich habe an das Glück, das Sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weiß, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß ich Ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir giengen zu unserer Wirthin, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Kapitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal so viel vermehret, und wir hätten beyde sehr gemächlich davon leben können. Allein, unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er be-

hielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R — mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erstemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal gesehen, man mußte ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen seyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, daß er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernen, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielten ihn so gesund, als ob er erst zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir! Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und desto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Rechenschaft geben, als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickte. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der größten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beyde mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Lesen und Denken, unterhalten. Wir studirten, ohne daß

uns deswegen jemand bewundern sollte. Wir studirten zu unserer eigenen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unsrer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehlichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen, als die Liebe zwischen unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen, als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beyden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist: so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein diese Abnahme heißt wenig. Der Mensch hat allemal genug Vergnügen, so lange er so viel hat, als das Maas seiner Empfindungen verlangt. Genug, wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsre Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß gar nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die blos auf den

Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespenste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Geschichte. Wir lebten, wie ich gesagt habe, so vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlsonen, so hieß Carolinens Sohn, der Fähndrich, unsere Heirath und baten ihn, daß er uns besuchen sollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht gesehen. Er schrieb uns, daß er Lieutenant geworden wäre, daß es ihm sehr wohl gienge, und daß er sich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloster heimlich verlassen, verheyrathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre in das Kloster gekommen, und darinnen blos unter dem Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen seyn: so wäre sie doch so liebenswürdig, daß er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wußte nichts weiter von seiner Geburt, als daß sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen, und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, daß wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreute. Wir

vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Dukaten, daß er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch, ihn so bald zu besuchen, als es die Jahreszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder gekommen. Wir reiseten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unserm Carlson und seiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz außerordentlich schönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar große blaue und schmachtende Augen, die sich zu schämen schienen, daß sie die Verräther von einem sehr zärtlichen Herzen seyn sollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Gesichts nicht so ausnehmend wohlgestalt und recht abgemessen gewesen wären, so hätte sie doch bloß ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verstande will ich nicht viel sagen. Sie war in dem Kloster erzogen. Ihr unschuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tausendmal ersetzt, wenn sie gleich weniger Einsicht gehabt hätte, als sie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloster an; allein selbst diese Schüchternheit schickte sich sowohl zu ihrer Unschuld, daß man sie ungerne würde vermißt haben. Ja, ich sage noch mehr, man liebte sogar an ihr die Schüchternheit; so wie oft ein Fehler unter gewissen Umständen zu einer Schönheit werden kann.

Ich suche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beschreiben will. Man stelle sich einen sehr einnehmenden, feurigen

und blühenden Mann, (denn dieses war Carlson) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne gewesen war, und bey der die süßen Empfindungen nur desto mächtiger geworden waren, weil sie an der strengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuschheit einen beständigen Widerstand gefunden hatten: so wird man die inbrünstige und schmachtende Liebe dieser jungen Frau einigermaßen denken können. Ich war sowohl mit unsers Carlsons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnügten uns an der Zufriedenheit dieses Paars so sehr, daß wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir ließen Geld aus Amsterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey diesen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlsons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daß es sich mit ihrer Gesundheit gebessert hätte, und daß sie im Stande wäre, bald zu uns zu kommen. Wir schickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Post von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daß er sie abholen und zu uns bringen sollte. Er hatte sie bereits unterweges angetroffen, und sie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie zeigte sich recht vergnügt, und sie ward durch die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indessen versicherte uns diese rechtschaffene Frau, daß ihr Vergnügen gar zu groß sey, als daß es lange Bestand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieses diente uns zu einer neuen Freude. Doch je mehr wir Ursache hatten, mit Marianen zufrieden zu seyn, desto begieriger wurden wir, etwas gewisses von ih-

rer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere angewandte Mühe vergebens, uns dieses Geheimniß zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu Liebe das Kloster heimlich verlassen, und wir mußten bey unserer Nachforschung sehr behutsam gehen, damit wir sie nicht in Gefahr setzten, entdeckt zu werden. Im Kloster fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen ließen, mit der Antwort ab, daß ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, daß sie in ihrem sechsten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloster gebracht worden, der ein gewisses Geld zu ihrer Erziehung da gelassen, und nichts gesagt hätte, als daß sie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der sie nicht in der Reformirten Religion erziehen lassen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtissin mehr vertraut haben, diese aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren nichts, und es konnte seyn, daß man in dem Kloster selbst nichts gewisses von Marianens Herkunft wußte. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöster gebracht, und durch unbekannte Hände erhalten!

Endlich mußten wir uns doch entschließen, wieder nach Amsterdam zurück zu gehen. Unsere Umstände forderten diese Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte sich hier, ob sie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein sie erfuhr nichts weiter, als was wir schon wußten, nämlich, daß er nach seiner Frauen Tode unglücklich in seiner Handlung geworden, und weil er sein Vermögen eingebüßet hätte, mit einem Schiffe nach Ostindien gegangen wäre, sein Glück von neuem zu versuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und

nahmen unsere Reisegelder in Empfang. Und eben da wir fort wollten, ließ uns der Kaufmann, der sie uns ausgezahlt hatte, sagen, daß in Amsterdam vor etlichen Tagen ein Ostindienfahrer, und auf diesem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nachdem wir ehedem gefragt hätten, zurück gekommen, und heute bey ihm gewesen wäre. Diese Zeitung war zu wichtig, als daß wir unsere Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den Herrn Andreas zu sprechen. Aber wollte der Himmel, daß wir ihn in unserm Leben nicht gesehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns. Carolinens erste Frage war, warum er ihr denn vor seiner Abreise nach Ostindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geschrieben hätte? Ist denn Mariane todt? rief er. Was willst du denn mit der Mariane? versetzte seine Schwester. Meine Tochter hieß ja, wie ich, Caroline. Wo ist sie denn? Ist sie nicht todt? Ach wenn doch dieses Gott wollte! Ja doch, sprach Andreas, ich weiß es wohl, sie hieß Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich sie an Kindesstatt angenommen hatte, nennte ich sie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber versprich mir, daß du mir auch alles vergeben willst. Meine liebe Frau starb mir, wie ich dir vor zehen Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt sie schon für verloren. Allein es besserte sich mit ihr. Indessen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich gieng nach Ostindien. Du weißt, daß ich der Katholischen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter, oder vielmehr meine an Kindesstatt angenommene Mariane, recht väterlich. Um sie nun theils in meiner Religion erziehen zu lassen, theils

sie wohl zu versorgen: so nahm ich, was ich noch hatte, und that dieses liebe Kind vor meiner Abreise, und ohne jemanden etwas zu sagen, in ein Kloster, an der Grenze der Oesterreichischen Niederlande. Ich war eben im Begriffe, dahin zu reisen, um zu sehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muß wissen, ob sie noch lebt. Komm mit, sprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloster fahren. In drey Tagen sind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, giengen sie beyde fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz, uns anzusehen, geschweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott! was soll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloster — und nicht weit von der Grenze. Was sind dieses für entsetzliche Nachrichten! Ach, der arme, der unglückliche Carlson! Möchte doch diesesmal unsere Muthmaßung falsch seyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiß das traurigste Geheimniß offenbaren, das uns ewig hätte verborgen bleiben sollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, sie als Frau aus den Armen ihres eignen Sohnes reißen müssen? Mit diesen grausamen Vorstellungen quälten wir uns, bis Andreas mit seiner Schwester, der Caroline, wieder zurück kam. Ihr Anblick ließ uns zu unserm Unglücke die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloß fast in Thränen. Sie that untröstlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, ließ zwar äußerlich keine Traurigkeit spüren; allein er saß ganz betrübt. Wir konnten aus beyden lange Zeit kein Wort brin-

gen. Sie hatten, mit Einem Worte, in dem Kloster erfahren, daß eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr (Tag und Jahr traf beydes ein) in das Kloster gebracht wäre, vor anderthalb Jahren dasselbe heimlich verlassen, und, so viel man wüßte, sich mit einem jungen von Adel verheyrathet hätte. Was war zu thun? Wir mußten, anstatt nach Amsterdam zu reisen, wieder zurück nach Carlsons Quartiere. Wir sahen alle viere nur mehr, als zu gewiß, daß diese Nonne niemand anders, als Carlsons Frau seyn würde. Doch man müßte das menschliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daß wir zu unserm Troste keine Ausflüchte gewußt hätten. Eine Nachricht, von der uns die Gewißheit erschreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch so wahrscheinlich seyn, als sie will, so sind wir doch sinnreich genug, sie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, sagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte sie es verlassen, da es kaum einige Monate alt gewesen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterweges an, ein junger von Adel? Wenn hat sich denn Carlson dafür ausgegeben? Er ist viel zu bescheiden, als daß er sich einen Stand andichten sollte, in dem er nicht erzogen worden ist. Nein, nein, sprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er sich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht gesagt, daß er ein Officier wäre? Vielleicht ist in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloster gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philosophie wegen nicht nach Ostindien gereiset war, meynte, es läge schon in der Natur, daß ein Paar so nahe

Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daß wir uns alle Augenblicke auf dieser Reise widersprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hoffnung kamen wir also bey unserm Carlson wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutsam zu gehen, und die Ursache unserer Zurückkunft weder ihm, noch ihr merken zu lassen. Wir wollten sagen, daß wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt wären. Wenn auch, sprachen wir alle, Mariane, die rechte Mariane seyn sollte: so würden diese zärtlichen Eheleute doch beyde in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieses traurige Geheimniß auf einmal entdeckten. Nein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf diese Art um das Leben. Ist sie die wahre Caroline: so will ich sie bitten, daß sie mir zu Liebe auf einige Zeit mit nach Amsterdam reisen soll. Ihr Mann wird ihr dieß Vergnügen nicht abschlagen. Ist sie einmal in Amsterdam: so wird es Zeit seyn, ihr das Geheimniß nicht sowohl zu entdecken, als es sie nach und nach selbst entdecken zu lassen. Weiß es Mariane: so soll es Carlson auch erfahren. Er muß sie in seinem Leben nicht wieder zu sehen bekommen. Dieses wird der einzige Trost seyn, mit dem wir ihm in seinem mitleidenswürdigen Irrthume beystehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieser unglücklichen Ehe will ich erziehen lassen, damit Mariane den traurigen Beweis einer so zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieser Berathschlagung langten wir bey Carlson an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unsere Gesichter so gut auf, als es

möglich war, und sagten ihm, daß Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von seiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Ursache unserer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu seiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: so fiel er ihr um den Hals, und schrie mit einem entsetzlichen Tone: Ach, daß Gott erbarme, sie ist es, sie ist es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld! Dieses war die Erfüllung von dem Vorsatze, bey der Sache behutsam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte sich von dem Andreas losmachen; allein er ließ sie nicht aus seinen Armen. Ich hatte nicht so viel Gewalt über mich, daß ich hingehen, und ihn von ihr losreißen konnte. Carlson blieb auf einer Stelle stehen, und fragte hundertmal, was es wäre. Mein Mann wollte es ihm sagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich sollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wissen was. Ich bat sie um Vergebung. Ich versicherte sie meiner ewigen Freundschaft. Ich umarmte sie. Dieses war es alles. Indessen kam ihr Mann, und wollte sie aus meinen Armen nehmen. Nein, nein, schrie ich, Mariane ist nicht Ihre Frau, Mariane ist Ihre Schwester. In diesem Augenblicke sank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am ersten wieder bey uns selbst. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und sie erholte sich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten sie den ganzen Tag nicht wieder zu sich selbst.

Mein Mann war indessen nach Carolinen gegangen, die wir, seitdem sie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder gesehen hatten. Er hatte sie in dem Gartenhause auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltsame unsers Affects hatte sich gelegt, und sich statt dessen das Bange der Traurigkeit eingestellt. Thränen und Seufzer, welche die Bestürzung gestern zurück gehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir suchten unsern Trost in Klagen und im Mitleiden. Carlson kam vor das Bette seiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Schaam, Reue und gekränkte Zärtlichkeit. Es war erbärmlich anzusehen, wie sich diese beyden Leute gegen einander bezeigten. Die Religion hieß sie die Liebe der Ehe in Schwester- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeschreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und sie sollten dieses Band itzt ohne Anstand zerreißen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht gesehen, und also kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die sonst die Liebe unter Blutsverwandten auszulöschen pflegt. Ihre Natur selbst that den Ausspruch zu ihrem Besten. Wie konnten sie etwas in sich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da sie den Zug der Blutsfreundschaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaßt mich, verlaßt mich! Unglückseliger Gemahl, fangt mich an zu hassen. Ich bin eure Schwester. Doch nein! Mein Herz sagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht besser gesinnt. Er hörte die Stimme der Leidenschaften,

um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete sich genau, sie nicht seine Schwester zu nennen. Er hieß sie seine Mariane. Er war beredt und unerschöpft in Klagen, die bis in das Herz drangen, weil sie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen mitten in seinen Klagen an zu philosophiren, und wie man leicht glauben kann, sehr eigennützig. Er erwies, daß ihre Ehe von Gott erlaubt wäre, wenn sie auch die Welt verdammte. Und er that doch nichts, als daß er zehnmal nach einander sagte, daß sie öffentlich verbunden wären, und daß nichts, als der Tod, dieses Bündniß trennen sollte. Er wünschte unzähligemal, in der Sprache des Affects, daß Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können. Dieser saß da, als ob er sein Todesurtheil anhören sollte. Ich glaube, daß er gern mit etlichen Jahren von seinem Leben das zerstörte Vergnügen dieser Zärtlichkeit wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hieß Carlsonen weggehen. Meine Tochter, fing sie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reißen. Wollte Gott, daß ich dieser betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben seyn können! Vielleicht ist es die Strafe, daß ich — doch Gott hat es verhänget. Ihr seyd beyde keines Verbrechens schuldig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewißheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter, und liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr das Band der Ehe dem Bande des Bluts vorzieht. Die Anrede war sehr fromm; allein sie war zu heftig, und zu früh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beyden von neuem auf. Mein Mann

erwählte einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemüther zu besänftigen. Er bediente sich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affects eben so viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er sagte, es wäre eine Gewissenssache, die wir nicht entscheiden könnten. Wir wollten den Ausspruch verständigen. Gottesgelehrten überlassen. Er glaubte, daß die Ehe vielleicht noch statt finden könnte. Dieses war eine Arzney, welche die Wehmuth der beyden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerstand that. Sie entschlossen sich, sich dem Ausspruche der Geistlichen zu unterwerfen; aber gewiß nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Verlangen, desto ruhiger ihre Liebe fortsetzen zu können. Wir machten uns indessen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, sobald es ihre Umstände zuließen, nach Amsterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daß man von Rom Dispensation erlangen könnte. Ihr Mann sollte sich Urlaub auf ein halb Jahr ausbitten, und wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieses ließen sich die beyden Leute gefallen. Es strichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umständen, die Reise mit anzutreten. Indem wir uns dazu anschickten, so erhielt Carlson Ordre, sich unverzüglich, und bey Verlust seiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marschiren sollte. Diese Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlson war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeschlagen. Kaum sahe sie seine Zufriedenheit über diese Post: so machte sie ihm die grausamsten Vorwürfe. Sie hieß ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu seyn wünschte. Sollte man wohl glauben, daß eine Frau, die da wußte, daß ihr Mann ihr Bruder war, noch

auf einen solchen Verdacht fallen könnte? Allein, was ist in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir sahen also leider nur mehr, als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie sie in ihrem Herzen nichts weniger beschlossen hatte, als ihn fahren zu lassen. Carlson versicherte sie mit den größten Betheurungen, daß er sie noch unendlich liebte, und daß er über die Nachricht zum Marsche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ihn als eine Gelegenheit ansähe, die der Himmel bestimmt hätte, der Sache den Ausschlag zu geben. Vielleicht, sprach er, verliere ich mein Leben, wenn es zu einem Feldzuge kömmt. Und wer ist alsdann glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer schätzen, als die Quaal, euch zu sehen, und nicht zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet seyn, als die Pein ausstehen, mich freywillig zu verlassen, und doch diese Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getrost, liebe Mariane! Komme ich wieder zurück: so ist es ein Zeichen, daß der Himmel unsre Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: so ist es ein Beweis, daß ihr einen Mann verloren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann seyn sollte. Welche glückselige Dienste leistet nicht der Irrthum in gewissen Umständen! und wie gut ist es nicht oft, daß wir das Vergnügen haben, uns selbst zu betrügen! Genug, Carlsons Irrthum war in Ansehung des Erfolgs vortrefflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie ließen die Sache auf den Himmel ankommen; und sie versprachen sich von diesem Richter nichts, als was sie wünschten. Sie flehten Gott um Beystand an, nicht anders, als ob ihnen die

Menschen Unrecht thäten. Kurz, sie waren voll Zuversicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwege gebracht haben. Carlson reisete fort, als ob er in dem Treffen seine Mariane gewinnen sollte, und Mariane that so gesetzt, als ob sie ihn von sich ließe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. So bald er fort war, so folgte sie uns ganz getrost nebst ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amsterdam. Andreas, der sich in Ostindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem seinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte. Wir trafen unsern gütigen Wirth in Amsterdam noch in seinen vorigen Umständen an. Wir gaben Marianen für Carlsons Frau aus, und Caroline war seine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daß Carlson zwar nicht gegen den Feind, sondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich und mein Mann bedauerten ihn sehr; aber wenn wir an seine Ehe dachten: so war uns sein Tod eine erwünschte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache besser schlichten, als der Tod? Die Aussprüche der Geistlichen würden ganz gewiß wider diese Ehe gewesen seyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlassen, oder ohne einander das unglückseligste Leben geführet. Gleichwohl war uns für Marianen noch sehr bange. Sie hatte sich zwar dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich schon erinnert, in keiner andern Hoffnung, als daß es vortheilhaft für sie ausfallen würde. Wir sahen, daß Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch mußte sie

es erfahren. Wir ließen sie auf unser Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über sich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, sie errathen schon, was ich ihnen hinterbringen will? Erschrecken sie nur, denn sie müssen doch erschrecken. Hier ist ein Brief aus dem Lager. Sagen sie mir nichts mehr, versetzte Mariane. Ich kann den Inhalt des Briefs schon wissen. Mein Gemahl ist todt. Ich unglückselige Frau! Doch bin ich zufrieden, daß mir ihn nicht die Welt, sondern der Himmel entzogen hat. Nun sehe ich, daß es Gott nicht hat haben wollen. Wie ist er denn gestorben? Ist er im Treffen geblieben?

Wir erstaunten über diese unvermuthete Gelassenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich sah. Wir hatten uns auf die besten Trostgründe vergebens gefaßt gemacht. Gleichwohl wußten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indessen that sie gelassen, und betrauerte ihren Mann mehr durch stille Thränen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungeduld. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Aufschrift war Carlsons Hand. Soll ichs aufrichtig gestehen, so erschrack ich weit mehr, daß er noch lebte, als ich zuerst über seinen Tod erschrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieses wieder werden? Carlson wird seiner Krankheit wegen das Lager verlassen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nur war vor Freuden ganz ausser sich. Der Brief war an sie, und sie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, so viel Zeit ließ ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn

in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröffnen will, bis man sich zehnmal vorgestellet hat, wie viel darinnen seyn könnte. Da sie ihn endlich erbrach: so war der Brief schon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlsons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abschiedsbrief an Marianen. Ich will die Abschrift hersetzen.

Liebste Mariane,

Dieses sind seit vier Wochen die ersten Stunden, da ich mich besinnen und euch meine Krankheit melden kann. Wie glückselig bin ich, daß ich krank gewesen, und dem Tode so nahe gekommen bin, ohne beides zu wissen! wie viel würde ich euretwegen binnen der Zeit ausgestanden haben, wenn ich meiner mächtig gewesen wäre! Gott sey für diese Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich sehe die Stunden, da ich mir wieder bewußt bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzusehen, und an das Zukünftige zum letztenmale zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euern Mann, sondern als euern Bruder. Trauriger Name! Verschweigt unserer Tochter unser Schicksal, wenn sie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich ist, vor euch selbst. Mein Gewissen macht mir keinen Vorwurf, daß ich euch geliebt habe; allein es beunruhiget mich, daß ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unserm Leben! Was sieht nicht unsere Vernunft, wie viel sieht sie

nicht, wenn unsere Leidenschaften stille und entkräftet sind! Ja, ja, ich sterbe, ich sterbe getrost. Doch Gott! ich soll euch nicht wieder sehen? Ich soll euch verlassen, liebste Mariane? Ich soll sterben? Welche entsetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entstehen! Ach ich kann nicht mehr schreiben! — So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat sich zum letztenmale geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüßt meine Mutter, und meine beiden großmüthigen Freunde. Mein liebster Freund, Dormund, den ihr so vielmal bey mir gesehen habt, ist itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlassen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entschließen, wieder zu lieben: so vergeßt nicht, daß euer sterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit euerm Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geschenkt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

So bald sie gesehen hatte, daß es ein Abschiedsbrief war, und daß sie sich in der bey dem Titel gefaßten Hoffnung betrogen: so gieng das Wehklagen erst recht an. Ich will ihre Trostlosigkeit und etliche schlimme Folgen, die für sie und uns daraus entstunden, nicht erzählen. Es sind Umstände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichsam darein geflochten waren. Sie waren in Ansehung unserer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel schließen, wenn ich glauben wollte, daß sie deswegen dem Leser merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es schien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unsere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone stehenden Gelder zu fordern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieses Land denken durfte. Ueber dieses war es auch durch den Krieg ganz erschöpft und entblößt. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Unglück, das uns zeither betroffen, hatte unsere Gemüther gleichsam aufgelöset, die Ruhe nunmehr desto stärker zu schmecken. Man dürfte fast sagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es ist wohl wahr, daß das Unglück an und für sich nichts angenehmes ist; allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

>Mitten in unsrer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldne Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Stabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studirt; allein er

hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er ließ sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente in der That, daß man ihrentwegen Feld und Hof verließ. Sie war noch vollkommen schön. Das Unglück hatte ihr von ihren äusserlichen Reizungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugesetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erst achtzehn oder neunzehn Jahr alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wußte sich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte sie in dem Freunde ihres verstorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig gewesen, daß wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelassen hätten. Ich würde es gewiß gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne gewesen wäre; allein so schickt sichs wohl nicht. Ich verstund diese Sprache sehr gut. Mariane, sagte ich, was machen sie sich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem sie unstreitig ihr Herz schon überlassen haben. Ich merke, sie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweisen, die das Ansehen einer Erkenntlichkeit haben sollte, ob sie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt läßt, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf

die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beide einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte: so geschahe es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, daß Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete das größte Unglück von ihr zu hören. Allein, was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeiten. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; Sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; Sie hätte ihn einigemal recht zärtlich geküsset, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse, noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. Ach Gott! fuhr sie fort, wer weiß, an wen der Untreue schreibt? Konnten sie denn nichts in dem Briefe lesen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daß der Anfang hieß: Mein Herr. Wer sollte wohl glauben, daß eine vernünftige Frau keine stärkere Ursache zur Eifersucht nöthig hätte, als so eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt über die Grenzen der Vernunft! Und wenn dieser Schritt gethan ist: so hilft es nichts, daß wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entstehen wohl die meisten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heißen im

Anfange nichts; allein sie nehmen im Fortgange unsere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdann wichtige Ursachen zur Gleichgültigkeit, oder zur Eifersucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauret, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er stund zween Monate große Schmerzen aus, und man merkte sehr deutlich, daß ihn eine Gemüthsunruhe eben so stark quälte, als die Krankheit. Er bat seine Frau oft mit Thränen, daß sie ihn verlassen sollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das sie mit Carlsonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann sollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Trost zusprechen. Er wollte getröstet seyn, und wir wußten doch nicht, was ihn beunruhigte, viel weniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbey zu kommen, und die Aerzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beide plötzlich zu sich rufen ließ. Er rang halb mit dem Tode. Alles mußte aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und erpreßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte sich den größten Missethäter, den die Welt gesehen hätte. Ich bin, schrie er, Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verloren. Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es ist mehr

als zu gewiß. Mein Gewissen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes; ich Barbar! ich Bösewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hoffnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hätte: so brachte ich ihm Gift bey. Mein Mann nahm alle seine Vernunft und Religion zu Hülfe, und suchte diesem Unglückseligen damit beyzustehen. Seine Verzweiflung wollte sich nicht stillen lassen. Er verlangte Marianen noch einmal zu sehen, und ihr seine Bosheit selbst zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daß er Marianen diese That nicht offenbaren sollte; er würde seinem Gewissen dadurch nichts helfen, und durch sein Bekenntniß nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe sie gerufen ward. Dormund redete sie an; allein sie hörte und sah vor Wehmuth nicht. Er nahm sie bey der Hand, und wollte das entsetzliche Bekenntniß wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu singen. Doch er schrie nur desto mehr. Mariane mußte es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte seinen Mord umständlich. Er berief sich auf den Regimentsfeldscheerer und auf den Feldmedicum, die Carlsonen, weil er es befohlen, nach seinem Tode geöffnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daß er sich selbst damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raserey. Sie stieß die grausamsten Namen wider ihn aus. Wir mußten sie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er schlief zween Tage und Nächte nach einander, ohne sich zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiß, daß er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte sich. Wir kamen zu ihm. Wir muß-

ten ihn, als einen Mörder, hassen; doch die allgemeine Menschenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tausend Thränen um Vergebung. Er versicherte uns, wenn er leben bliebe, daß er uns nicht zum Entsetzen vor den Augen herumgehen, sondern sich den entlegensten Ort zu seinem Aufenthalte, und zur Reue über seine Schandthat, aussuchen wollte. Er bat, daß wir ihn Marianen nicht wieder möchten sehen lassen. Diese war auch schon in unsrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu trösten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht besuchen. Doch hörten wir, daß es sich besserte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurück gelassen.

Ich gehe, so weit als mich die Rache des Himmels kommen läßt. Mariane soll mich nicht wieder sehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich will lieber alles ausstehen, als diesen Mord durch einen Selbstmord häufen. Verfluchen Sie mein Gedächtniß in Ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdecken Sie meine Schande der Welt nicht. Ich bin bestraft genug, daß ich Marianen und ihre großmüthigen Freunde verlassen muß. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter ist. Mein zurückgelassenes Vermögen soll Marianen. Wollte Ihnen doch Gott die Freundschaft vergelten, die Sie mir in meiner Krankheit erwiesen haben! Doch Sie haben sie ja einem Unmenschen erwiesen. Ich bin nicht werth,

daß Sie mich bedauren. Ach die unglückselige Mariane!

Dormund war fort, ohne daß wir wußten, wohin. Unsere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir mußten ihr auf einmal zwo Adern schlagen lassen. Sie schlief in meiner Stube, und versicherte mich, daß ihr viel besser zu Muthe wäre, und daß sie diese Nacht wohl zu schlafen hoffte. Der Morgen wies diese Prophezeihung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette: so sah ich ganze Ströme Blut davon herunter laufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daß ihr die Adern im Schlafe aufgegangen seyn würden? Mariane lag in einem fühllosen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich schrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entsetzlichste war, daß die Binden nicht abgefallen, sondern mit Fleiß aufgemacht zu seyn schienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu sich. Sie gestund, daß sie die Binden, aus Lust zum Tode, selbst aufgemacht hätte, und wünschte nichts mehr, als daß ihr Ende bald da seyn möchte. Sie küßte mich und sank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war sie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fühlen, bis sie aus der Gefahr sind. So bald Mariane todt war: so gieng erst meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemessen, weil ich dieselbe Nacht nicht genauer auf sie Achtung gegeben hatte. Allein welche menschliche Klugheit kann alles voraus sehen? Ich hatte

Marianen in der That zur Heirath mit Dormunden gerathen. Ich sah, daß dieser Mann Schuld an ihrem Selbstmorde war. Ich dachte an Marianens Schicksal in der andern Welt. Und ich würde noch tausendmal mehr ausgestanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verstattet hätte, sie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaßner, als ich. Ich weiß nicht, wem sie ihren Beystand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie sah alles für ein Verhängniß an, dessen Ursachen sie nicht ergründen konnte. Sie tröstete sich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es ist gewiß, daß der Beystand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hoffnung einer bessern Welt: so sehe ich nicht, womit sie sich aufrichten sollen.

> Unser Unglück schien nunmehr besänftiget zu seyn. Wir schmeckten die Ruhe eines stillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehreten zu unsern Büchern zurück, und die Liebe versüßte uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann schrieb um diese Zeit ein Buch: Der standhafte Weise im Unglück. Etwan ein Vierteljahr nach Marianens Tode starb unser Wirth, und seine Frau hatte auch bereits die Welt verlassen. Dieser Todesfall machte eine große Veränderung in unsern Umständen. Wir mußten unsre Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlassenschaft sehr hoch angewachsen waren. In der That war dieses eine sehr große Last für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wußten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube,

wir hätten eher die Hälfte weggeschenkt, als daß wir es in unserer Verwahrung hätten behalten sollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir schenkten ihm einige tausend Thaler, und von dem übrigen Gelde boten wir ihm die Hälfte in seine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorsichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme ist: so muß ich sagen, daß wir oft nachläßig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wußten, daß derjenige, der uns darum bat, ein rechtschaffner Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne so viel, als ein Wechsel. Wir haben in der That auf diese Art viel Geld eingebüßt: aber wir sind niemals darum betrogen worden. Unsre Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie wollten gern wieder bezahlen, je mehr sie unsere Dienstfertigkeit sahen. Und sie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht gewesen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen ist, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen zu dienen zurück zu halten, als es zu befriedigen.

Endlich verließen wir aus verschiedenen Ursachen Amsterdam, und wandten uns mit unserer Tochter, nebst Carolinen und Carlsons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unser verstorbener Wirth hatte uns bey seinem Tode seine Tochter, als die unsrige, anbefohlen. Diese nahmen wir also mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amsterdam in

guten Händen. Dieses Frauenzimmer, welches nunmehr etwan funfzehn Jahr alt war, sah eben nicht schön aus: sie hatte aber sehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daß sie sich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein schönes Frauenzimmer, das nicht artig ist, oder ein artiges, das nicht schön ist, lieben soll: so wird man sich leicht für das letzte entschliessen. Ich kann ohne Praleren sagen, daß ich dieses Kind, welches Florentine hieß, meistens erzogen hatte. Und wenn ich gestehe, daß sie ausserordentlich viel Geschicklichkeit besaß: so will ich nicht sagen, daß ich sie ihr beygebracht, sondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, sich solche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne sehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannspersonen, als unter ihrem Geschlechte aufgewachsen. Dieses halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr ist, daß die Mannspersonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: so ist es ebenfalls wahr, daß wir in ihrer Gesellschaft klug und gesetzt werden. Ich meyne aber gar nicht solche Mannspersonen, die insgemein für galant ausgeschrieen werden, und die sich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand, von nichts, als einer abgeschmackten Liebe, sagen. Solche Leute müssen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will daß eine junge Schöne keine Närrin werden soll. Mir wäre es am we-

nigsten zu vergeben gewesen, wenn ich Florentinen nicht so wohl erzogen hätte, als es seyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was ihn groß und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unserer Florentine ein andermal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag: so lief ein Schiff aus Rußland mit Waaren für unsern Andreas ein. Er bat uns, daß wir mit an Bord gehen, und die Ladung ansehen möchten. Wir ließen uns diesen Vorschlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwan eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Perioden aus meinem Leben, der alles übertrifft, was ich bisher gesagt habe. Ich muß mir Gewalt anthun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weiß, daß es eine von den Haupttugenden einer guten Art zu erzählen ist, wenn man so erzählt, daß die Leser nicht die Sache zu lesen, sondern selbst zu sehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung sich unvermerkt an die Stelle der Person setzen, welcher die Sache begegnet ist. Allein ich zweifle, daß ich diese Absicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich gesagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf Deutsche Rei

sende auf demselben, und auch etliche Russen. Diese stiegen in unserm Angesichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft seines Schiffes, weil sie hörten, daß er der Herr davon war. Andreas, der die See stets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daß er wieder zurück fahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, so kömmt einer von den Passagierern auf mich zugesprungen, umarmt mich, und ruft: Ja, ja, sie sind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber sie sind meine liebe Gemahlin. Er drückte mich einige Minuten so feste an sich, daß ich nicht sehen konnte, wer mir diese Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam darzu, und ich glaubte nicht anders, als daß ein unsinnig Verliebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen sah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in Rußischer Kleidung, meinen ersten Mann, den ich zehn Jahr für todt gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie mir ward. So viel weiß ich, daß ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf stund und weinte. Er erblickte endlich seinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beiden habe ich kein Wort gehört, oder vor Bestürzung nichts verstehen können. Unser Wagen hielt gleich neben uns. Nach diesem lief ich zu, ohne meine beiden Männer mit zu nehmen; aber beide folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzähligemal in dem Wagen; was ich ihm aber gesagt habe, das ist mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unserer Behausung, und ich fieng an, mich wieder selbst zu verstehen. Mein Graf be-

zeigte eine unendliche Zufriedenheit, daß er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigsten vermuthet. Er sagte mir wohl tausendmal, daß ich noch eben so liebenswürdig wäre, als da er mich verlassen hätte. Sein Vergnügen war um desto stärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, daß er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben so wenig gewußt, als ich von seinem Leben. Herr R— hatte uns verlassen, ohne daß wir es gemerkt. Wir waren also ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehabtes Schicksal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen, antworten. Liebe und Schaam machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich ausnehmend liebte, und einen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man muß es fühlen, wenn man wissen will, was es heißt, von zween Affecten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so groß, als der andere ist. Mein Gemahl muthmaßte aus meiner Wehmuth etwas widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, daß ich ihm mein Herz entdecken, und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst. Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, daß ich verheirathet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. Sind sie nicht mehr meine Gemahlin? fieng er an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als diese Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das

Zimmer, und vermehrte meine Bestürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniß, vor welchem ich zitterte. Sie sah mich weinen; sie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng sie an, daß sie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, sprach der Graf zu mir, sie sind verheirathet! Ich unglückseliger Mann! Habe ich sie darum wieder finden müssen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer ist denn ihr Gemahl? Sagen sie mirs nur. Ich will sie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will sie gleich verlassen. Sie sind mir nicht ungetreu worden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand ist an meinem Unglücke Schuld, als das Verhängniß. Vielleicht ist dieses die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden sie sich und reden sie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen anhören, wer ihr Mann ist. Ich sprang von dem Stuhle auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich sagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweisen sie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene sie, das weiß mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fordern, und ich muß dem Schicksale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieses Geständniß brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht herein käme? Er ist ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub sie an. Er ist in seiner Stube und weint. Also, fieng der Graf zu mir an, ist mein liebster Freund ihr Gemahl? Dieses macht

mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, daß sie ihren Papa rufen sollte. Allein er kam nicht, sondern schickte durch eben dieses Kind dem Grafen ein französisches Billet von diesem Inhalte:

Mein lieber Graf,

Sie dauern mich unendlich. Ich habe Sie durch die unschuldigste Liebe so sehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind gewesen wäre. Ich habe Ihnen Ihre Gemahlin entzogen. Können Sie dieses wohl von mir glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewißheit, daß Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Besitz Ihrer Gemahlin gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das sonst so tugendhafte Band. Sie sind zu großmüthig, und wir zu unschuldig, als daß Sie uns mit Ihrem Hasse bestrafen sollten. Unsere Unschuld verringert Ihr Unglück; allein sie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu bestrafen ist, daß ich fliehe. Ich verlasse Sie, liebster Graf, und werde mich zeitlebens vor mir selber schämen. Wollte Gott, daß ich durch meine Abwesenheit und durch die Marter, die ich ausstehe, Ihren Verlust ersetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen diesen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Ist es möglich, so denken Sie bey diesem Briefe zum letztenmale an mich. Sie sollen mich nicht wieder sehen.

Der Graf verließ mich, so bald er diesen Brief gelesen hatte, und suchte meinen Mann. Doch, er war fort, und niemand wußte, wohin. Diese Nach-

richt setzte mich in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wieder gefunden. Ich wußte, daß ich sie beide nicht besitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten sowohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beiden zu verlassen, so gewiß ich auch von dieser Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R— war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sähe. Er schickte sogleich nach dem Hafen, damit er nicht etwan mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, daß ich den Herrn R— freywillig zu meinem Manne erwählt, und daß ich seine großmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewußt hätte, als durch die Liebe. Ich weiß genug, fieng der Graf an, weder sie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen können. In wenig Stunden kam Herr R— zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, daß er ihn wieder hätte zurückrufen lassen. Ich will nichts als Abschied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen, und ihrer Gemahlin. Gönnen sie mir diese Zufriedenheit noch, es wird gewiß die letzte in meinem Leben seyn. Sogleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, sprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlin, und verwandle meine Liebe von diesem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abschied neh-

men; doch der Graf ließ ihn nicht von sich. Nein, sagte er, bleiben sie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlin die zärtlichste Ehe wieder an. Sie ist mir noch so kostbar, als ehedem. Ihr Herz ist edel und beständig geblieben. Sie hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben Sie bey uns. Wollen sie mich etwan darum verlassen, daß ich nicht eifersüchtig werden soll: so beleidigen sie die Treue meiner Gemahlin und mein Vertrauen. Bitten sie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, daß er bleibt. Ich hatte kaum so viel Gewalt über mich, daß ich zu ihm sagte: Warum wollen sie uns verlassen? Mein lieber Gemahl bittet sie ja, daß sie hier bleiben sollen. Und ich müßte sie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung gleichgültig seyn sollte. Bleiben sie wenigstens in Amsterdam, wenn sie nicht in unserm Hause bleiben wollen. Ich werde sie lieben, ohne es ihnen weiter zu sagen; und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu seyn: so untersagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beständig Zeichen der Hochachtung und Freundschaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unser Bitten auch wirklich in Amsterdam. Er speiste oft mit uns, und seine Aufführung war so edel, als man nur denken kann. Wenn ich auch weniger tugendhaft gewesen wäre: so hätte mich doch sein großmüthiges Bezeigen tugendhaft erhalten müssen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Miene durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft

schaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, daß ich so viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weiß, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntniß von meiner Liebe gethan habe; so gewissenhaft ich auch mit ihm umgieng, und so sehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erstaunte der Graf sehr. Er hätte es lieber gesehen, wenn sie unsre Wohnung verlassen hätte. Allein ich bat ihn, daß er mir ihre Gesellschaft nicht entziehen sollte. Können sie meiner Tugend trauen, sagte ich zu ihm: so müssen sie wissen, daß ich der ihrigen gewiß bin. Das Schicksal der beiden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeschlagen machte. Er führte sich indessen gegen Carolinen sehr liebreich auf. Er scherzte oft mit uns beiden; allein sein Scherz war so behutsam, daß er weder sie kränken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muß ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abwesenheit, noch kürzlich so viel erwähnen. Die Russen hatten von dem Dorfe Besitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zurück gelassen worden. Da er nach und nach wieder gesund worden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Rußland geschickt. Er hatte seinen Namen aus Furcht, daß man ihn

desto eher an die Schweden ausliefern möchte, verschwiegen, und sich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittene Unglücksfälle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müssen, damit will ich die Fortsetzung von meiner Geschichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausstehen müssen. Er starb. — Doch ich will itzt nichts mehr sagen.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rußland ausgestanden, zu empfindlich, als daß ichs nach seiner Länge erzählen und in eine gewisse Ordnung bringen sollte. Allein ich brauche auch diese betrübte Mühe nicht. Ich hab ein halb Jahr nach seiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Den einen hatte er an einen Geistlichen auf seinen Gütern in Liefland addressiret, der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie man in dem Verfolge dieser Erzählung sehen wird. Diese Briefe enthalten den größten Theil von dem, was ihm in Moskau und Siberien begegnet ist. Ich will sie also unverändert hier einrücken. Es ist immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn sie der selbst erzählet, dem sie zugestoßen ist. Sie wer-

den über dieses den edlen Charakter des Grafen und seine beständige Liebe gegen mich in ein größer Licht setzen. Wie groß ist sie nicht gewesen! Und eben zu der Zeit, da er mich so brünstig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur sein Elend hat vergrößern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genossen. Wie viel tausend Thränen hat mich dieser Gedanke schon gekostet, und wie oft bin ich vor meiner unschuldigen Liebe zu dem Herrn R — als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erste Brief ist aus der Stadt Moskau geschrieben.

* * *

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daß Ihr diese Nachricht schon wüßtet, oder sie wenigstens durch einen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Russen drey Tage vor meiner angesetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebste Gemahlin, diese Vorsehung ist eine Frucht eurer Thränen und meiner Unschuld. Ich habe etliche Tage nach dem geschehenen Ueberfall kaum mehr gewußt, daß ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir selber kam, und mich in den Händen der Russen sah: so gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und nannte mich Löwenhoek. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in diese, bald in jene Festung, und endlich nach der Stadt Moskau geschleppt worden bin,

sind nicht mehr, als zween Officiere, die mich kennen. Sie sind beyde Engelländer von Geburt, und die treusten und besten Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünschen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von seinen Landsleuten, die hier handeln, zu sprechen, und durch diese hat er mir, einen Brief nach Liefland zu bestellen, die sicherste Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch schon in Euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude sehen sollte, die Euch die Nachricht von meinem Leben auspressen wird! Wo habt Ihr Euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat Euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Ist mein Freund R— mit Euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlin! Gönnt mir doch den Trost, daß ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige Eurer Tugend und Eurer Liebe gegen mich zuschreiben darf. Nichts, als diese Ursache ist vermögend, mir mein Elend zu versüßen, und mir die Schande, und das schreckliche Andenken eines gewaltsamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abwesenheit gelassen, ich bitte Euch bey unserer Liebe, und hofft, wir werden uns gewiß wieder sehen. Aber, o Gott! wenn? Und ach wo weiß ich denn, ob Ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederschreiben kann! Nein, mein einziger Wunsch in der Welt, Ihr lebt noch. Mein Herz sagt mirs, und es verspricht mir die Wollust, Euch noch einmal, ehe ich sterbe, zu umarmen. Um diese Glückseligkeit bitte ich die Vorsehung alle Tage und in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe. Kann

mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelassen haben, als daß ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wäre, mit euch zubringen soll? Stellt Euch doch die Zufriedenheit vor, die wir schmecken werden, wenn uns die Zeit einander wieder geben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tausend Umarmungen sprechen, ehe wir uns satt reden und unser Herz und unser Schicksal einander ausschütten werden! Bekümmert Euch nicht zu sehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elends nichts, als die Nachricht von Euch und meinem lieben Freunde R—. Erlauben es Eure Umstände: so überschickt mir einen Wechsel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkstelligen kann. Ich bin seit meinem Arreste von allem entblößt gewesen. Ich habe alle Beschwerlichkeiten ausgestanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemeine Mitgefangene gesättiget hat, ist die ganze Zeit über gut genug für mich gewesen. Die Erbitterung der Russen gegen die Schwedische Nation hat uns das Elend, gefangen zu seyn, am beschwerlichsten gemacht. Sie nennen ihre Sorglosigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unsere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbarische Bezeigen, womit unser König, wie sie sagen, den gefangenen Russen begegnen ließ. Das Schrecklichste, was wir, nachdem wir über die Pohlnischen Grenzen waren, erfahren haben, ist der Mangel an frischem Wasser gewesen, weil wir oft, um die Moräste zu umgehen, einen Umweg durch sandichte Gegenden nehmen mußten.

Mein ganzes Vermögen seit meiner Gefangenschaft hat in zwanzig Thalern bestanden, mit denen mich ein gemeiner Schwedischer Soldat unlängst beschenkt hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mußten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, daß ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bey seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich schicke Euch den Zeddel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so laßt ihr den Tod ihres Bräutigams melden, und schickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir und meinem lieben Steeley so viele Dienste gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, todt war: so schlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Flusse entgegen. Wie erschrackt Ihr, meine Liebenswürdige, wie schön entsetztet Ihr Euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über diesem Traume und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufstund, für diesen glücklichen Traum. Die Freundschaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von sechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey seinem Tode zugegen waren. Es gefiel

ihnen, daß ich ihren Cameraden so wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daß ich eben das an ihnen thun möchte, wenn sie etwan auf dem Marsche sterben sollten; sie beeiferten sich recht von diesem Tage an, mir zu dienen, und darbten sich oft das frische Wasser ab, damit sie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, so hinfällig war ich. Allein ehe mich meine sechs Landsleute zurück ließen: so trugen Sie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden und mit Binsen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über sich, zu der sie außerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieser Krankheit insonderheit den großen Unterschied gesehen, der unter den Diensten ist, die man uns aus Gehorsam und Hoffnung erzeigt, und unter denen, die man dem Andern aus einem geheimen Triebe der Freundschaft und des Mitleidens erweiset. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals sinnreich in Anschlägen, noch geübt in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rußland zugestoßen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangnen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Orts ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unsrer wohl drey bis vier hundert seyn, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit

Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden und tausend Schimpfreden, die wir aus den Gebehrden unserer Feinde errathen konnten, angehört hatten: drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wußte, nach wem sie fragte, antwortete ihr, daß ihn die Schweden todt geschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riß mich, der ich vor Mattigkeit mich kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wuth befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlin, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muß. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schicksal verdient, fern von Euch, in einer öden Mauer eingeschlossen zu seyn, in einem Behältnisse, in dem ich außer der Gesellschaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weiß, als von der, mich eurer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unser Schicksal zu seufzen? Er hat, wie ich Euch schon gesagt, durch ein Geschenke, das er dem Aufseher über die Gefangnen von dem Reste unsrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus

London zu sprechen. Diese haben ihm hundert Thaler vorgeschossen, und alles für ihn zu thun versprochen. Durch dieses Geld hoffen wir uns von unserm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld lassen sie sich, wenn sie anders mitleidig seyn könnten, am ersten mitleidig machen. Er brachte mir bey seiner Zurückkunft eine Flasche Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwan, sprach er, da er die Flasche aus der Tasche zog, daß ich bey meinen Landsleuten schon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erste Glas in Eurer Gesellschaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekostet. Aber nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unser Unglück einige Augenblicke vergessen und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiß vorstellen, was wir wünschen. Wir tranken ein Glas. Welche Wollust war das für uns! Wir ehrten durch unsre Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geschenkt, unsere Herzen zu begeistern, und dankten ihm durch ein stilles Nachdenken für ein Vergnügen, das wir seit ganzen Jahren nicht genossen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unsrer Flasche Wein zu. Wir wollten nicht an unser ausgestandnes Schicksal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine große Zufriedenheit fehlte, daß wir nicht mit einem Blicke die Reihe unsrer betrübten Begebenheiten übersehen sollten. Wir wiederholten sie einander, als ob wir sie einander noch nicht gesagt hätten. Wir richteten uns bey unsern Klagen mit der Wahrheit auf, daß ein gütiger und weiser Gott dieses Schicksal über uns verhängt hätte, daß

wir uns unser Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns seinen Schickungen geduldig überließen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anständigen Gelassenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünschen, diese Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unserm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieses nicht wollte, werden wir auch da gelassen bleiben? Wenn Gott dieses nicht wollte — sprach ich, und konnte nichts mehr sprechen. Es ward finster in meinem Verstande. Ich sah keine Gründe zur Gelassenheit mehr, aber Ursachen genug, mich zu beklagen und Euren Verlust zu beseufzen. Wir schwiegen eine Zeitlang still, als ob wir uns schämten, den Entschluß zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaßt hatten. Wie Gott will, fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die größte Unruhe verrieth: wie Gott will! Ich will durch meine Gelassenheit gar nicht einen Anspruch machen, daß er seine Schikkungen nach meinem Wunsche einrichten soll. Nein, er soll sie ordnen. Aber ist denn das Verlangen, unser Vaterland wieder zu sehen und aus dieser Barbarey erlöset zu seyn, ein ungerechter Wunsch? Sollen wir denn in diesem kläglichen Zustande unser ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So sah es mit unsrer Gelassenheit aus, und so ist es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben, recht ruhig zu seyn, sind wir am unzufriedensten geworden. Man sieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorsehung nachhängt, die Unmöglichkeit, sich selbst zu hel-

sen, deutlicher, als wenn man sich seinen Empfindungen überläßt; man sieht die Nothwendigkeit, sich ihren Führungen zu überlassen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane seiner eigenen Wünsche abgehen. Man will ihn gewiß, man will ihn bald ausgeführet wissen, und man sieht doch, daß die Umstände dazu nicht in unserer Gewalt stehen. Für diese traurige Entdeckung will sich unser Herz gleichsam durch die Unzufriedenheit rächen, und es umnebelt den Verstand, damit es von seinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangnen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verstattet man uns nicht die geringste Freyheit auszugehen. Mein erstes Geschäfte in meinem itzigen Gefängnisse ist dieser Brief; und daß wir keine Geschäfte haben, über denen wir uns zuweilen vergessen könnten, dieses macht unser Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniß, die sich Steeley erkauft hatte, seine Landsleute einige Stunden zu sehen, uns nichts zuwege gebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: so würde sie uns doch schon kostbar genug seyn; denn dieses haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, ist zu unserm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und so elend wir beyde daran sind: so muß es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblößt ist. Steeley grüßt Euch tausendmal, und ist so sehr Euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte; so würde mir die Gefangenschaft eine Hölle seyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewisse Fehler, für die ich ihm

recht verbunden bin, weil sie oft unsre traurige Stille unterbrechen und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienste seiner Nation auf Unkosten der übrigen Völker. Diese Partheylichkeit, ein natürlicher Ungestüm, und der Fehler des Widersprechens machen mir ihn nothwendig und zugleich schätzbarer. Seine Widersprüche kommen aus einer Fülle des Geistes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Hasse gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberflusse der Aufrichtigkeit und leicht aufwallenden Empfindungen her. In seinem Charakter und in seinem Munde verliert also das Widersprechen das meiste von seiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Gesprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenschaft noch weit verdrießlicher machen würde. Kurz, wir sind für einander gemacht. Seine Fehler sind von den meinigen das Gegengewicht, und machen seine gute Eigenschaften nur desto sichtbarer. Er ist sehr vortheilhaft gebildet, und seine Miene ist so lebhaft, als sein Herz. Er ist noch jung. Das Unglück in der Liebe ist Ursache, daß er sein Vaterland verlassen und wider seine Neigung, bloß aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will Euch sein Unglück kurz erzählen, und ihm Euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxford verlassen, begiebt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger studiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmannes bekannt, und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jah=

ren, nach tausend besiegten Hindernissen, und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Aeltern das Ja, und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, daß die Wagen angespannet würden. Verlaßt mich einen Augenblick, fängt sie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist: so holet mich ab. Er kömmt wieder und fordert sie zur Abreise auf. Nun bin ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weiß nicht warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in Euern Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegen eile? Kommt, ich bin die Eurige. Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die übrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles, was sie für einander gefühlt haben, ist in dem Wagen ihr Gespräch. Indem sie noch so reden, und etwan noch eine Stunde bis auf seines Vaters Landgut haben, zieht sich ein Gewitter auf. In kurzem wird der ganze Himmel schwarz und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erschlägt eins von ihren Pferden. Antonia springt darauf in der größten Angst aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen und mit ihr in das nächste Dorf zu eilen. Indem sie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen ent-

setzlichen Schlag, und er sinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu sich selbst kömmt, sieht er seine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, so wie sie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein größer Unglück seyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn sein Vater, eine Reise vorzunehmen, um seine Schwermuth zu zerstreuen. Er thut ihn in das Gefolge des Englischen Gesandten, der nach Stockholm geht, und giebt ihm seinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieser Stadt entschließt er sich aus Schwermuth, und aus Verdruß gegen sein Leben, ohne Wissen des Gesandten, Kriegsdienste anzunehmen, und muntert seinen Vetter zu eben diesem Entschlusse auf. Er hat nunmehr an diesen Gesandten geschrieben, und ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitäns Loewenhoek, gebeten. Vielleicht vermag dieser Mann etwas zu unserer Befreyung. Addressirt Eure Briefe nach der beygelegten Abschrift an den Sekretär dieses Gesandten; er ist Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu schreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird Euch denn dieser Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es und tröste mich schon mit einer Antwort von Euch. —

* * *

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allem dreymal an mich geschrieben. Zweymal aus Moskau, und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau ist ganz verloren gegangen. Er ist

ohngefähr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geschrieben gewesen, in der es ihm in seiner Gefangenschaft am erträglichsten gegangen. Steeley hatte nämlich durch seine Landsleute und durch ihr Geld den Aufseher der Gefangnen immer mehr gewonnen. Er hatte es so weit gebracht, daß sein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygesellet worden war. Durch den Beytritt dieses Unglückseligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten ist, war ihr Ungemach einige Zeit sehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von diesem Sidne nicht Gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtsam gewesen, und blos Steeleyn zu Liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Beschwerlichkeiten der Gefangenschaft empfindlicher gefühlt, als sie beyde; und so traurig er selbst gewesen war: so war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verloren hatten, aus Liebe für sie, gelassen und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geschrieben, ist folgender:

Liebste Gemahlin,

Ich hoffe, daß Ihr noch lebet, weil es mein Herz wünscht, und ich hoffe sogar, daß dieser Brief, den ich in dem entferntesten und schrecklichsten Theile der Welt schreibe, gewiß in Eure Hände kommen soll. Ein Pohlnischer Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe steht, wieder nach Pohlen abzureisen, ist mein Freund und großer Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der

Gefangenschaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nah an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schicksals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen mußte, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen und fast schon erfroren war, mit der größten Gefahr errettet. Dieser Mann ist auf die edelste Art dankbar gewesen, und hat mir bewiesen, daß es auch unter dem Volke gute Herzen giebt, das sie am wenigsten zu haben scheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er seines Reichthums wegen in Ansehen steht. Herr, sprach er, dieser Schwedische Officier hat mir, wie Ihr wißt, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug, ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daß dieses nicht bey ihm stünde, und daß er ohne Befehl von dem Hofe keinen Menschen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde und bat, daß er mir die beschwerlichen Dienste eines ins Elend Verwiesenen erlassen möchte. Der Gouverneur versprach ihm dieses, doch unter der Bedingung, daß er täglich etliche Copiken für mich erlegen sollte. Mein Wohlthäter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat sich zugleich aus, daß er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern besuchen dürfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe: so muß ich Euch erst sagen, wie mirs seit drey Jahren in Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses Land gekommen bin.

Wenn Ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: so werdet Ihr wissen, daß Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte

ver=

wahret würde. Das Geld, das Steeley von seinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unsere äußerlichen Umstände zu verbessern. Wir durften nicht blos von der elenden Kost leben, die man den Gefangenen reichte. Wir konnten wenigstens zu Mittage etwas bessers haben. Wir hatten dem Aufseher lange angelegen, uns einige Englische oder Französische Bücher zum Lesen zu verschaffen: allein wir erhielten keine. Er gab uns etliche Russische Chroniken, und einen Popen, oder Geistlichen, der uns diese Sprache lehren sollte. Wie froh waren wir, daß wir etwas zu thun bekamen! Es waren sehr mittelmäßige Bücher, und dennoch lasen wir sie wohl zehnmal durch. Wir konnten wenigstens, so lange wir sie lasen, nicht an unser Elend denken, und dieser Vortheil war groß genug für die Mühe, die wir anwenden mußten, wenn wir die Geschichte der alten barbarischen Fürsten in Rußland verstehen wollten. Unser Pope vertrieb uns durch seinen Unterricht in der Sprache alle Tage etliche Stunden für ein geringes Geld. Er brachte endlich einige kleine Bücher mit, welche von der Griechischen Religion handelten. Er war so unwissend darinne, als man nur seyn kann. Steeley widersprach ihm nach seiner Gemüthsart sehr oft, und so wenig er noch das Russische sprechen konnte: so konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheit bey dem Popen merkten. Da endlich unser Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt meistens betrunken zu uns kam: so dankten wir diesen Geistlichen ab. Dieses verdroß ihn. Er schalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das

letzte Geld für seine Unterweisung auszahlte. Wir suchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillschweigen zu besänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und schrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Bösewicht beschuldigte uns, daß wir wider den Czaar und die Kirche gesprochen hätten. Die Wache ward über diese Beschuldigung so rasend, daß wir in der Gefahr waren, umgebracht zn werden. Der Oberaufseher kam und versprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die größten Missethäter geschlossen. Ach, meine Gemahlin, soll ich Euch unsere damalige Angst beschreiben? soll ich Euch alles sagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, dessen Wort unbetrüglich war, wiederholte seine Beschuldigung zuerst gegen Steeleyn. Mein Freund berief sich auf seine Unschuld; aber vor diesem erschrecklichen Gerichte galt sie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbarischen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man ließ ihn niederwerfen, und ihm die Boboggen geben, damit er bekennen sollte. Er stund diese Marter vor unsern Augen standhaft aus, und ließ unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloßen Leib schlugen, nicht die geringste Klage hören. Als seine Quaal vorüber war, ohne daß man ihm ein Geständniß hatte abzwingen können: so kam die Reihe an den unglückseligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn, und Sidne, der mit tausend Thränen und Bitten dieser Marter vergebens zu entgehen suchte, ward endlich niedergerissen. Ich wollte das Gesicht wegwenden, um seiner Quaal

nicht mit zuzusehen; allein die Wüthriche nöthigten mich, der nächste Zeuge davon zu seyn. Er erduldete sie, ohne sie zu überleben. So bald man ihm die gesetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: so lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geschirr mit Wasser, und goß es ihm über das Gesicht, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieses befremdete unsere Richter um desto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieser Marter das Leben einbüßen. Steeley war wegen seines Unvermögens bey Seite geschafft! Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewußt zu seyn, mein Schicksal. Der boshafte Pope verlor entweder mit dem Leben des Sidne seine Rachbegierde, oder er hielt sich von mir am wenigsten beleidiget. Er beschuldigte mich keiner Lästerungen wider den Staat, er begehrte nur, daß ich gestehen sollte, daß meine beyden Cameraden welche ausgestoßen hätten. Ich vertheidigte mich, daß ich von nichts wüßte. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehöret hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode bestürmten mich entsetzlich. Dennoch beschloß ich, eher zu sterben, als durch ein falsches Bekenntniß mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weiß nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen bewegte; genug, er bat für mich um Gnade und sagte, daß ich vielleicht die Lästerungen nicht könnte verstanden haben, weil ich nicht so viel Russisch könnte, als die beyden Andern. Man ließ mich also wieder aufstehen, und brachte mich in unser Gefängniß zurück, in welchem ich Stee-

seyn sinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geschlossen. Er sprach die ganze Nacht kein Wort, und lag in einem fühllosen Schlummer. Der Morgen brach an. Ich redte auf meinen Freund, und er schlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unser Aufseher kam und erkundigte sich, ob Steeley noch lebte. Er ließ mir die Banden abnehmen und schien uns beyde zu bedauern. Ich versicherte ihn bey allem, was heilig ist, daß mein Freund so unschuldig wäre, als ich. Das hilft euch nichts, sprach er. Das Zeugniß des Popen, als eines Geistlichen, gilt, und ihr seyd beyde verurtheilt, nach Siberien geschickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, sonst muß ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halse geschnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwiesen werdet; denn dieses widerfährt denen, die wider den Staat, oder die Kirche gesprochen haben. Warum seyd ihr so unvorsichtig gewesen, und habt den Popen beleidigt? In ein Paar Tagen wird man euch nebst andern Gefangnen nach Siberien schicken. Ich werde euch wohl nicht wieder sehen. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in seiner Betäubung lag, und wenigstens itzt glücklicher war als ich, weil er sich seiner nicht mehr bewußt zu seyn schien. Anstatt, daß der Aufseher mir einen Trost hätte zusprechen sollen: so forderte er für die grausame Nachricht, und für seine Dienste überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taschen, um für ihn etwas zu suchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen.

Da der Aufseher kein Geld mehr sah: so schien der Schatten von seinem Mitleiden zu verschwinden. Er ging mißvergnügt fort, und ließ mich in einem Zustande liegen, den ich Euch nicht beschreiben kann. Ich versank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menschen in meinen Gedanken verlassen, und feindselig im Herzen wider beyde, schlief ich schrecklicher Mensch ein, indem ich mir den Tod tausendmal wünschte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerstörten und ermatteten Geister hatten eine lange Ruhe nöthig, wenn sie wieder zu sich selbst kommen sollten. Ich glaube, daß ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geschlafen habe. Ich erwachte und sah meinen Freund mit aufgeschlagenen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeschafft worden, ehe Sidne starb. Ich konnte ihm nicht antworten. Ist er todt? ach wenn doch Gott das wollte! so wäre er glücklicher, als wir. So ist er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich sagte ihm, daß er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch große Schmerzen empfände, und er fragte mich, ob ich sie noch sehr fühlte; denn er glaubte, daß ich seine Marter ebenfalls ausgestanden hätte. Also hat man euch verschonet? fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne ist todt, und Ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beydes müssen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unsrer Verweisung nach Siberien nicht länger verschweigen. Ich sagte ihm, was ich von dem Aufseher gehöret hatte. Er schien durch das erlittene Unglück schon so unempfindlich geworden zu seyn, daß ihn Siberien nicht

rien nicht mehr schreckte. Als ich aber davon anfieng, daß man uns vielleicht noch grausamer begegnen würde: so rang er die Hände. Nein, nein, schrie er, lieber den Tod, tausendmal lieber, als jenes. Wollt Ihr noch leben, wenn man Euch so mißhandelt? Wir überließen uns der Wuth und der Verzweiflung von neuem. Indem trat der Aufseher in unser Gefängniß, und kündigte uns an, daß man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, sprach der Russe, nichts mehr, ihr seyd beyde nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwiesen zu werden. Nun schien uns das größte Elend geringe zu seyn, da wir nur hörten, daß man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluste dieser Furcht eine Art des Trostes, den uns alles andere nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufseher noch eine Belohnung geben, allein sein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange gesucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er stund vor Freuden zum erstenmale von seinem Lager auf, und sagte dem Aufseher, daß er seinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieser war auch so menschlich, daß er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal sehen könnte. Der Russe antwortete, daß man ihn schon an dem Orte eingescharret hätte, wo die Missethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thränenden Ungestüm an, er ist doch ein ehrlicher Mann und mein Freund: es ist ihm unrecht geschehen. — Ich rief ihm zu, daß er schweigen und sich aus Liebe zu seinem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen sollte.

Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von seinen Landsleuten zu sprechen; aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unser Aufseher Abschied. Wir dankten ihm unaussprechlich für seine Menschenliebe, ob wir sie gleich meistens erkauft hatten. Wir umarmten ihn und fragten ihn immer, ob es auch gewiß wäre, daß man uns nichts weiter thun würde. Er versicherte uns dieses mit dem größten Eide, den sie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daß er uns zu Essen schaffen sollte; denn es war wohl der dritte Tag, daß wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er großmüthig, und sagte, daß er uns zu Essen und auch ein Glas Brandwein auf unsere traurige Reise, und Steeleyn ein Pflaster über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienste thun würde. Er hielt sein Wort, und brachte uns, was er uns versprochen hatte. Wir aßen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir sicher waren, daß uns fast nichts schrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte sich durch das empfangene Pflaster. Der Morgen brach an, ohne daß wir geschlafen hatten, und man forderte uns zur Reise auf. Der Aufseher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangnen führte, welche mit uns nach Siberien sollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr, meistens vornehme Russen und wegen der Rebellion verdächtig waren. Wir wurden alle zehen auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daß man Steeleyn von mir trennte, und auf den andern Wagen wies.

Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, mußten wir auch wieder fortgebracht werden; also kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm sprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Russen, und ihre Herzen waren so wild, als ihre Gesichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und sie schämten sich, daß sie, als Russische Knees, mit einem Schweden und einem Franzosen, denn dieser war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen sollten. Der Franzose, der Major gewesen war, und sich unglücklicher Weise seinem Obersten mit dem Degen widersetzt hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um desto glücklicher, weil die Russen kein Französisch verstunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verloren; und so unterschieden seine Gemüthsart von der meinigen war: so machte uns doch das Unglück schon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Mißtrauen, das ich Anfangs bey ihm merkte, verlor sich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unserm elenden und beschwerlichen Wege so, wie ich ihn haben wollte, und wie er seyn mußte, wenn er mir Steeleys Verlust einigermaßen ersetzen sollte. Je näher wir Siberien kamen, desto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortschaffen mußte. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, so hieß der Franzose, kaum mehr, mit denen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtschaffne Leute, sprach der Major immer zu mir,

wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Russen, wir waren einer so arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: so würde uns doch der Pöbel, oder unsere eigene Bedeckung nichts gelassen haben; so feindselig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien bestimmt zu seyn. Wir hatten nichts, als trockenes Brod, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meisten. Niemand empfand sie mehr, als der arme Steeley an seinem mißhandelten Körper. Nach ungefähr sechs oder sieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwiesen waren. Wir fanden, daß ichs kurz sage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwiesenen traurig machen kann. Wir wurden dem Gouverneur vorgestellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen nach der eingeführten Gewohnheit einerley Schicksal auf, nämlich die elende Beschäftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den Russischen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muß, der sich zu der niedrigsten Verrichtung verdammt sieht, der mit stumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder sie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen solcher Menschen stehen muß, die nicht viel vernünftiger, und oft grausamer, als Thiere sind. Wenn nicht die größte Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Last verlöre; wenn nicht die größten Beschwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden, oder, daß ich

mehr sage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich sind, nicht selbst ihr Schicksal durch ihre Unschuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewissens in gewissen Stunden erleichterte: so würde mein Zustand in Siberien ein Stand der Verzweiflung gewesen seyn. So elend jeder Tag verstrich; so fand ich doch wenigstens alsdann eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour sehen und sprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm schon hundertmal gesagt hatte, in seine Seele ausschütten konnte. Ein Sklave zu seyn, bleibt allemal das größte Unglück; allein einen Freund in diesem Elende zum Gefährten zu haben, ist zugleich die größte Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles ist ein Trost, der sich nicht ausdrücken läßt, alles ist Mitleiden; und was sucht ein unglückliches Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu seyn, unterworfen ist, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schicksal seyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeste noch in seinen Umständen zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge scheint sich, dem Unglücklichen zu gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniß gewesen seyn würde, war mir im Unglücke ein Trost. Ich habe, seit dem ich so glücklich bin, weniger ein Sklave zu seyn, diesen Spuren der Vorsehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächsten war, und in der Ferne einen andern Verwiesenen erblickte, in diesem Augenblicke einen Trost gefunden. Der Tod selbst, der uns sonst

so schrecklich scheint, ist mir tausendmal zur Wollust geworden, und der Gedanke von ihm, der uns sonst niederschlägt, hat mich unter der Last, unter der ich seufzte, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorstellung, daß ich in dieser oder jener Nacht vielleicht sterben könnte, oft so freudig eingeschlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünschte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: so brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich also drey Jahre in einer vollkommnen Knechtschaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangnen, mir das Brod aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewisse bestimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müssen: so ereignete sich diese Begebenheit mit dem Pohlnischen Juden. Dieser dankbare Mann, wie ich euch schon erzählt habe, hat mich durch seine Fürbitte bey dem Gouverneur und durch sein erlegtes Geld von der Arbeit befreyet. Er hat es nach und nach so weit gebracht, daß ich in ein lichter und geraumer Behältniß gekommen bin. So bald ich dieses nur hatte; so suchte er mir meine Gefangenschaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid, und entriß mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun schon so lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt, und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich diese Anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte sie fast unnützlich für mich gemacht. Er besuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweisen. So sehr mein Zustand von

dem vorigen unterschieden war; so war er mir doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeleyn, oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daß er nach Pohem, vierzehn Tagereisen von Tobolskoy, gebracht worden wäre, ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hat mir ein Geschenk von einem Dutzend Ducaten gemacht, damit ich in seiner Abwesenheit etwas zu meiner Versorgung hätte. Ich wagte es und bat ihn, daß er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickung dafür schaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denselben Tag dahin, daß Remour etliche Stunden zu mir gelassen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm und alles, was ich hatte. Ich hoffte dieses Vergnügen noch mehrmal zu genießen: allein er ward darauf krank und starb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor seinem Tode die Erlaubniß, ihn zu besuchen, da er kaum noch etliche Worte stammeln konnte. Der Jude setzte, wie er mir versprochen hatte, seine Besuche fleißig fort. Er gab mir allerhand Anschläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und sagte mir, daß er bey dem Czaar in großen Gnaden stünde, daß er mit ihm in Deutschland gewesen wäre, daß seine Gemahlin aus Curland gebürtig und eine Vertraute der Catharina gewesen sey. Er erzählte mir ferner, daß der Gouverneur ein großer Liebhaber vom Bauen wäre, und daß ich, wenn ich etwas von der Baukunst verstünde, mir vielleicht gar seine Gnade erwerben würde. Dieß war mir eine sehr angenehme Nachricht. Ich sagte

ihm, daß ich zeichnen und Risse zu Gebäuden machen könnte; und wenn er mir die nöthigen Sachen schaffte: so würde ich wenigstens eine Beschäftigung in meiner Einsamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. Sobald ich einen nicht ungeschickten Riß fertig hatte: so trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich schon zu ihm geholt. Er verstund zu meinem Glücke etwas von der Baukunst, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlicher Mienen, und unterredete sich mit mir bald auf Deutsch, bald im gebrochnen Latein. Er erschrack, daß ich so fertig Latein sprechen konnte, und von diesem Augenblicke an schien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir stünde, sprach er: so wollte ich euch die Freyheit schenken; allein ihr seyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenschaft erträglicher machen. So lange ich lebe, soll euch alle Arbeit der Gefangnen erlassen seyn, ohne daß der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich sehr ehrerbietig, und sah ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredsamkeit zusammen, um ihn zu bewegen, daß er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwiesen worden, und Steeley hieße, eben die Großmuth erzeigen sollte, die er mir erwiesen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey steht. Ich will mich entschließen. Itzt könnt ihr gehen und mir den Riß von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch gesprochen habe. Indem er dieses noch sagte, trat ein sehr schönes Frauenzimmer mit einer vielversprechenden und groß-

müthigen Miene in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlin, fuhr er fort, ist der unglückliche Schwede, von dem ich euch neulich gesagt habe. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr selbst mit ihm reden, und ihm etwas zu essen reichen lassen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reisen. Er gieng fort, und seine Gemahlin redete auf eine sehr liebreiche Art mit mir, und sagte, daß sie Ursache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tausend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber, als die vortheilhaften Beschreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünsche, euch, meine Gemahlin, wieder zu sehen. Ich bedaure sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein besser Schicksal anweisen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht ist es möglich, daß ich mit der Zeit etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die sie wider die Gewohnheit ihres Geschlechts für ihre Gemahlin haben, und ihr Unglück, sind genug, mich zu ihrer Freundin zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehen, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einen Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: so beruhigen sie sich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten scheint. Ich würde diesen Mittag mit ihnen speisen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte

sie von der Tafel, die schon gedeckt war, eine Flasche Wein, und trank mir eure Gesundheit zu. Ich ward von ihrer Großmuth bis zu den Thränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr meinen wahren Namen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füßen. Madame, fieng ich an, sie verdienen, daß ich ihnen auf den Knieen für die Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichem schenken. Ich muß ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniß mit der Gefahr meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr, was ich ihnen erzählt habe, allein ich heiße nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G— und ich bitte sie bey ihrer edlen Seele und bey meiner Gemahlin, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf von G—? Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts davon. So viel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu seyn: so hat er doch gegen Andere ein hitziges rachgieriges Herz, und wie bald könnte es nicht geschehen, daß sie ihn wider ihren Willen beleidigten! Begegnen sie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdann am allermeisten, wenn er am gnädigsten mit ihnen umgeht, ausserdem stehen sie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für sie seyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geschenk macht. Ich habe kein Geld, fuhr sie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weiß, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude ist ein ehr=

licher Mann, und wird ihnen doch wenigstens die Hälfte soviel dafür geben, als sie werth sind; allein ich wollte es nicht gern, daß sie ihm sagten, von wem sie solche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldne Einfassungen, die, wie ich muthmaßte, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit kostbaren Steinen besetzt. Nehmen sie, sprach sie, dieses Geschenk als einen Beweis an, daß es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daß ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, sie allein zu sprechen; darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte sie, in mir auch alsdann ihre Freundin zu erkennen, wenn ich genöthigt seyn werde, die Person einer Gebieterin anzunehmen. Begeben sie sich nunmehr wieder in ihren einsamen Aufenthalt. Ich will sehen, ob ichs bey meinem Gemahle so weit bringen kann, daß ihr Freund, von dem sie mir erzählt haben, zu ihrer Gesellschaft hieher verlegt wird. Gewiß kann ichs ihnen nicht versprechen. Gehen sie und leben sie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; so sehr erfüllte das Mitleiden dieser so großmüthigen Seele mein Herz mit Hoheit und Hoffnung. Mein Jude besuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: so sagte ich ihm, daß ich so glücklich gewesen wäre, in dem alten Kleide meines verstorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurück ließ, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mir hingelegt hatte, einige Kostbarkeiten zu finden,

wo-

wodurch ich ihm vielleicht die Kosten ersetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beiden Einfassungen mit Erstaunen, und schien mein Vorgeben zu glauben. Das sind fürstliche Kostbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht besser beweisen, als daß ich euch sage, daß sie fünf bis sechs tausend Thaler werth sind. Wollt ihr mir sie anvertrauen; so will ich sie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, sprach ich, der mir so viel Gutes erwiesen hat, wie ihr, verdient das größte Vertrauen. Allein, versetzte er, was wollt ihr mit so vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wißt ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft ist, niederlegen; er soll euch nicht um einen Groschen betrügen. Ich will ihm, und, wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Pohlen reise, auch dem Gouverneur sagen, daß ich euch als dem Erhalter meines Lebens so und so viel zu eurer Versorgung, und, wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelassen hätte. Kurz, ich war alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünftausend Thaler, und brachte mir tausend baar und das übrige durch eine Anweisung mit. Ich bot ihm für seine treuen Dienste zweyhundert Thaler an; allein er nahm sie unter keiner andern Bedingung, als daß er sie bey seiner Abreise dem Gouverneur schenken wollte, damit er mir günstig bliebe. Dieß ist geschehen. Er hat mir durch meinen lieben Juden versprechen lassen, daß ich Steeleyn gewiß zu mir bekommen sollte, zumal wenn er auch etwas

von der Baukunst verstünde. Der Jude selbst steht nunmehr im Begriffe fortzureisen. Ich verliere sehr viel an diesem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug ist, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligste Art versprochen, weder mich zu verrathen, noch zu ruhen, bis er euren Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieser letzten Absicht hat er hundert Thaler zu Reisekosten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abschied nehmen und seinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch seyd, mit der treuesten Liebe. Möchten doch meine Umstände so bleiben, wie sie itzt sind! so hoffe ich noch, euch wieder zu sehen und all mein ausgestandnes Elend in euren Armen zu vergessen. Bittet den Himmel um diese Glückseligkeit. Ja, meine liebste Gemahlin, er wird sie uns noch schenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen ist, an seinen Vater nach London, und auch an den Englischen Gesandten nach Stockholm geschrieben, und unter dem Namen Löwenhoek beiden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

* * *

Dieses sind die beiden Briefe, die mein Gemahl in seiner Gefangenschaft an mich geschrieben. Er hat, von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefähr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige so erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreise, sprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riß, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein er war doch der Gouverneur und ich sein Gefangner. Kurz, er schämte sich, mir eine Art der Hochachtung äusserlich sehen zu lassen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abschlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude so und so viel Geld zurückgelassen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daß der Gefangne hereintreten sollte; dieses war mein lieber Steeley, den ich fast seit vier Jahren nicht gesehen hatte. Ich vergaß vor Freuden, daß ich vor dem Gouverneur stund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er soll euer Gesellschafter seyn, fieng der Gouverneur an; allein wie lange, das kann ich euch nicht sagen. Ich verstund diese Sprache, und bat, ob er sich nicht wollte gefallen lassen, daß ich tausend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen dürfte. Er sagte, daß er sie zum Pfande, daß wir seine Gnade nicht mißbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweisung bey mir hatte, ward gefordert, und bezahlte die tausend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniß, mich anstatt des abgereisten Juden zu besuchen und mich mit dem Nothwendigen zu versehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts als etliche abgebrochne Worte zu mir gesprochen hatte, nach meinem Behältnisse eilen. Unsere erste Beschäftigung, als wir allein waren, bestund darinne, daß wir einander eine lange Zeit ansahen, ohne ein Wort zu sprechen. Alsdann suchte

ich ihm Wäsche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreise versorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkner Freude sich allein anzukleiden, ich mußte ihm helfen. Er sah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erstaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergessen hätte. Da er endlich angekleidet war: so betrachtete er sich mit unersättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn schon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie es mir gegangen ist, mein lieber Graf, wie es mir gegangen ist? Ja, ich würde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet hätte, so bestürmt war ich von den Trieben der Freundschaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit tractirt hätte. Wir wurden nach und nach unsrer mächtig. Wir hatten einander so viel zu erzählen, daß wir nicht wußten, wo wir anfangen sollten. Unter diesen Unterredungen verstrichen ganze Tage und Nächte, und eben so viel unter den Wiederholungen unserer Begebenheiten. Steeley hatte in seinem Elende weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr ist, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, gewesen. Dieses Ungeheuer hat ihm seine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Last der Sklaverey überstanden. Von tausend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erschrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank worden, und hatte sich

etliche Tage nicht von seinem Lager aufrichten können. Er hatte sich also genöthigt gesehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurück gekommen, ihn zu ersuchen, daß er ihm das Gefäß mit Wasser reichen möchte, weil ihn sehr durstete. Also durstet euch recht sehr? spricht Eskin. Das ist mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedurstet, und ihr seyd gegen einen Fürsten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeschirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn vor die Füße und lacht: da! so viel gehört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als so einen Unmenschen um sich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre, und nach unzähligen Beleidigungen, wird dem Eskin, der sich gegen einen von seinen Aufsehern in der Raserey vergangen, so übel mitgefahren, daß man ihn halb todt in sein Behältniß schleppen muß. Man entzieht ihm zween Tage das Brod; aber Steeley ist so großmüthig und theilet das seinige mit ihm. Er reicht ihm, so oft er kann, das Trinken. Er wäscht ihm sogar die Wunden aus; und damals hat ihm der Russe die Hand gedrückt, und zu ihm gesagt: vergebt mirs, daß ich nicht eben so an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach diesem weniger Verdruß angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in seiner Abwesenheit von mir begegnet ist, besteht in einer kleinen Freundschaft, die ihm ein Kosakisches Mädchen in dem letzten Jahre vor seiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwiesen. Sie beweist, daß es auch unter dem wildesten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf seinem Reviere um Pohem so glücklich gewesen, die gesetzte Zahl seiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rück-

wege nach der Stadt hatte er sich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und sieht ihn lange starr an. Endlich setzt sie sich nieder und trinkt mit der hohlen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt sie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley sagt, daß ers schon gethan hätte. Aber, spricht sie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Wasser aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, so oft ich euch gehen sehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, sondern um euch dieses zu sagen. Steeley erschrickt, und weiß selbst nicht, was er sagen soll. Ach, fährt sie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daß ich eurentwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wieder kommen. Er sieht sie darauf traurig an, und sagt, daß er ihr für ihr Mitleiden recht sehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit die Hand. Diese drückt sie bald an den Mund, bald an die Brust. Sie spielt mit seinen schwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkosung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehen. O, spricht sie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht satt sehen. Ich wollte, daß alle Männer in diesem Lande so aussähen, wie ihr; alsdann würde es recht hübsch in Siberien seyn. Und wenn ihr ja gehen müßt, werdet ihr euch nicht bald wieder hieher setzen? Ich habe euch so viel zu sagen, und ich weiß nicht, was es ist. Ich wußte es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euren Haaren vergessen. Indem sieht sie in die klare Quelle, und sieht ihr Bild darinne. Aber sagt mir nur, spricht sie, sehe ich denn wirklich so, wie hier im Wasser? Ich habe ja auch schwarze Augen,

wie ihr. Eure gefallen mir, gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zähne auch so weiß, wie eure? Ja, spricht er, ihr seyd schön, aber laßt mich gehen, ich bin ein unglücklicher Mensch. Darauf geht sie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in sein Revier geht: so sitzt sie schon an der Quelle und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daß er sich niedersetzen und ein Stück Honig und Brod aus ihrer Hand essen muß. Seht ihr, spricht sie, ich äße gern selbst; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beschenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie sollen mir nun alle Tage welche schenken müssen, und ich will sie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie spielt darauf wieder ganz bescheiden mit seinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die sie zu dieser Absicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieser wilden Kosakin nicht mißfällt, erlaubt ihr diese Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küsse, und zeigt ihm von fern eine Hütte, welches die Hütte ihres Vaters wäre. Darauf nimmt sie ein Blatt von einem Baume und bläst. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn bestellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hättest: so hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er ist wie ich; er thut dir kein Leid. Siehst du, spricht sie, da der Bruder, ein Mensch mit einem ehrlichen wilden Gesichte, näher kömmt, das ist der Fremdling, dem ich so gut bin. Betrachte ihn nur, und sage es ihm, wie oft ich von

ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Mühe die Zahl von Zobeln zusammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höhle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fisch, und Brod hineinlegen kann. Der Bruder verspricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weist ihm verschiedene Vortheile, und auch einen Ort, wie ihn seine Schwester verlangt hatte. Diesen hatte sie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie ist oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müssen. Da Steeley das vortreffliche Herz seiner Schönen wahrgenommen: so hat er sich alle Mühe gegeben, sie zu bilden, und ihre edeln Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, in kurzem seine Meynungen und seine Sitten angenommen, und so viel Verstand bekommen, daß er sich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu seyn. Allein dieses Vergnügen hat für beide nicht lange gedauret, weil Steeley nach drey Monaten, nebst etlichen andern Gefangnen, in eine andre Gegend zwanzig Werste von Pohem verlegt worden. Von da ist er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat also seine Freundin nie wieder gesehen.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beysammen waren, unsere Lebensart so gut ein, als es un-

sere Umstände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reißzeug gegeben, und ich mußte durch meine kleine Kenntniß, die ich in der Mathematik hatte, seine Gewogenheit zu behaupten suchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von diesen Dingen wußte, und da er die Rechenkunst, die ihm sein eigener Vater beygebracht, noch sehr gut verstund: so war er in einem halben Jahre in allen diesen Uebungen so geschickt, als ich. Wir arbeiteten also um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine größere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, diese Beschäftigung nicht zu treiben und müßig zu seyn. Allein er ließ es uns nicht an Arbeit fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tausend alte Risse, die wir abcopiren mußten; und ich glaube, daß kein verfallnes Schloß in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er ließ uns zwar nicht zu sich kommen; allein er besuchte uns fast alle Wochen selbst einmal. Wir belohnten diese Gnade mit der möglichsten Demuth, und er belohnte sich für seine Herablassung dadurch, daß er alles besser wußte, als wir. und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwischt war, einmal gebieterisch anfuhr. Steeley, so sehr ihn sonst der Geist des Widerspruchs und der Stolz seiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaßner. Er schwieg, so bald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieser nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley mußte reden und ihm in der unwahrsten Sache Recht geben. Dieses ward ihm sehr sauer, und er that es mit einer so gezwungnen Art, daß ihm oft der Schweiß darüber ausbrach,

und daß ich würde haben laut lachen müssen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien gewesen wären. Einmals traf er uns an, daß wir Schach spielten. Steeley hatte die Steine mit dem Messer geschnitzt, und sie waren freylich nicht gar zu sauber gemacht. Der Gouverneur besahe sie, und hielt ihm eine lange Rede, daß keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entschuldigte sich, daß er keine Instrumente gehabt hätte. Aber das half alles nichts. Wenn sie recht schön seyn sollten, sprach der Gouverneur: so müßten sie seyn, als wenn sie gedrechselt wären, und ihr seht doch wohl, daß sie nicht so sind, daß sie hier zu viel, dort zu wenig, mit Einem Worte, grob und schlecht geschnitten sind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortsetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Besuche dieses gebieterischen Pedanten. Er setzte sich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und stopfte sich eine Pfeife von unserm Tabacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetit aufgeraucht hatte: so warf er die Pfeife hin, und that einen großen Schwur, daß unser Taback nicht das geringste taugte. Zuweilen pries er uns seine Wohlthat, daß er uns die ordentlichen Arbeiten erlassen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demüthig zu bitten, daß er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem größten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangnen, ohne zu sagen, was geschehen war, und wir mußten seine unsinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun gleich unsere verbesserten Umstände zum Theil zu danken hatten: so war er

doch bey allen unsern Vortheilen noch unser beständiges Schrecken. Wir kannten seine unmäßige Gemüthsart, und mußten alle Tage fürchten, daß es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangenen zu stecken. Um diesem Unglücke zu entgehen, ließ ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Händen hatte, ein kleines Geschenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verflossen, seitdem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffte nun von einem Tage zum andern auf Briefe von Euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir also leicht eine Antwort übermachen konnte; allein ich hoffte vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieser Zeit nach London und an den Englischen Gesandten nach Schweden geschrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlin des Gouverneurs hatte ich seit der Zeit, da sie mir das großmüthige Geschenk gemacht, mit Einem Worte, seit dem erstenmale nicht wieder gesehen. Alles dieses machte uns niedergeschlagen; und je erträglicher unsere Gefangenschaft war, desto mehr meldete sich der Wunsch in uns, ihrer gar los zu seyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieß hoffen, da der Krieg mit den Russen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich stand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unserm kleinen Fenster, als ich den Juden mit schnellen Schritten über den Hof durch den tiefsten Schnee laufen sah. Er pflegte um diese Zeit nie zu kommen, und ich schloß aus seiner freudigen Miene, daß er mir einen Brief von seinem Correspondenten, dem Pohlnischen Juden, bringen würde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlin des Gouverneurs. Sie

schrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch besitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzusehen und zu genießen. Sie sind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung ist gestern mit den neu angelangten Gefangnen angekommen, und Sie sollen morgen nebst vier andern Verwiesenen wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden sind. Alsdann haben Sie die Erlaubniß, Sich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weiß es nicht, daß ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er soll es auch nicht wissen; auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daß Sie es wissen. Und vielleicht wäre mein Dienst viel großmüthiger, wenn ich Ihnen solchen nicht selbst bekannt gemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu schwach, und ich sehe, daß es leichter ist, eine gute That zu unternehmen, als sie zu verschweigen. Vergessen Sie diese kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Absichten selbst belohnt habe. Ich zweifle, daß ich das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreise noch zu sprechen, wenigstens doch nicht allein. Ich wünsche Ihnen also mit der größten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlin bald wieder zu finden. Wie wird

sie mich lieben, daß ich ihr Ihren Grafen wieder geschafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklassen, will ich sorgen. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlin angetroffen haben. Wenn meine Wünsche erfüllet werden: so hoffe ich das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechseln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beschließen müssen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefschwester in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umstände verlangen: so glaube ich, daß Sie sehr gut bey ihr aufgehoben sind. Sie ist eine Wittwe; doch habe ich seit zwey Jahren keine Nachricht von Ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L. —

Diesen Brief las ich und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm sagen, was darinne stünde; allein er wartete meine Entzückungen nicht ab. Er riß mir ihn aus der Hand und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf seine Achsel, um die Bewegungen nicht mit anzusehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und seiner fortdauernden Gefangenschaft verursachen würde. Ihr seyd frey, fieng er an, und ich verliere Euch, und bleibe noch ein Gefangener, und werde noch unglücklicher als zuvor? Das ist schrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn Ihr nicht mehr bey mir seyd. Ich weiß, daß es Euch unmöglich ist, mich zu vergessen. Nein, fiel er mir um den Hals, Ihr vergeßt mich nicht. Ich konnte ihm vor

Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillschweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn so hitzig, als ob ich schon die größte Untreue an ihm begangen hätte. Ich ließ seinen Affect ausreden, und nach einem kleinen Verweise, sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, daß er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben und das Uebrige für Steeleyn zurück behalten und uns für seine Mühe, so viel er wollte, abziehen sollte. Der Jude war vorsichtiger, als ich. Er sagte mir, daß ich wenig baar Geld mitnehmen sollte; weil ich in der Gefahr stünde, auf der Reise nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tausend Thaler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank, und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, im Beyseyn seiner Gemahlin an. Er reichte mir die Hand und sagte: ich habe Befehl, Euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll morgen zu Mittage geschehen. Ich verliere Euch zwar ungern; aber reiset mit Gott und seyd glücklicher, als Ihr bisher gewesen. Ich küßte ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um seine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, sprach er: so soll es ihm nicht schlechter ergehen, als zeither. Er hieß mich niedersitzen, (eine Ehre, die er mir zum erstenmale erwies) und sagte, daß er noch viel mit mir zu reden

hätte; allein seine Schmerzen meldeten sich so heftig, daß er mir winkte, ihn zu verlassen. Ich that es, und wiederholte seiner Gemahlin im Herausgehen durch eine dankbare Miene die Größe meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, sprach sie, und wandte sich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. So bald ich wieder bey Steeleyn war, so schrieb ich an meine Erretterin, weil ich dieser großmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdessen die Wechsel besorgt und mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geschafft hatte, um mich vor der großen Kälte zu schützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überließ ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redeten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unsern verschiedenen Umständen empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben so der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weiß nicht was, zu sagen. Der Jude kam, und sagte, daß die Schlitten, die mich nebst den übrigen Befreyten fortführen sollten, gleich zugegen seyn würden. Wir nahmen Abschied, ohne zu reden, und ich vergaß mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Aufforderung der Wache von ihm losriß. Er stieß mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verschloß die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundschaftlichsten Wünsche nach.

Ich ward nebst drey andern auf einen Schlitten gesetzt, denen Hoffnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht sagen, was in den ersten

Stunden, ja fast in den ganzen ersten beyden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaß von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überströmte mein Herz wechselsweise. Man begegnete uns an den Orten, wo wir frische Rennthiere bekamen, nicht so verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Siberien waren. Meine Gesellschafter waren drey Russen. Sie hatten Geld und versorgten sich an allen Orten mit so vielem Brandweine, daß sie auf der ganzen Reise fast nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indessen nie mit Willen beleidiget, und ich würde ihre Freundschaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzes in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt gesessen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelassen und bekam einen Paß, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechsel noch alle und begab mich nunmehr zu den Englischen Kaufleuten, welche Steeleyn vor dem beygestanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompson hieß, ein Billet von ihm. Er nahm mich sehr liebreich auf, und sagte mir, daß ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwiesen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daß ers alsobald nach London an seine Freunde gemeldet und seit drey Jahren verschiedene Briefe an den Englischen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu diesem giengen wir den andern Tag. Der Agent war der liebreichste Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichsten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geschrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes

Be-

Befreyung angehalten, und versicherte mich, daß er sie bey der Zurückkunft des Czaars, die bald erfolgen sollte, gemiß auszuwirken hoffte. Der Englische Gesandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geschrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus Londen an ihn erhalten hatte, und Tompson führte mich nunmehr zu dem Juden, um meine Wechsel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompson doch wenig Hoffnung gemacht hatte, und büßte nicht mehr, als einen Wechsel von hundert und funfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ihn bezahlen sollte, war in die elendesten Umstände gerathen, und seine Mitbrüder versicherten mich, daß sie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriß darauf den Wechsel, und gab dem armen Juden noch zehen Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat sie, daß sie mir etliche Briefe an ihren Correspondenten nach Siberien, von dem ich die Wechsel empfangen, bestellen sollten. Sie sagten mir, daß drey von ihnen ihrer Geschäfte wegen selbst nach Tobolskoy reisen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: so wollten sie mir durch die Antwort beweisen, ob sie ihr Wort gehalten hätten. Ich schrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, ließ mich der Agent rufen, und sagte mir, daß er endlich so glücklich gewesen wäre, sich um seinen Landsmann verdient zu machen; seine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Versprechen erhalten, daß Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurück gebracht und frey gelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht

anders, als ob er mir diese Wohlthat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen, Euch zu suchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen, wohin. Der Handel in die Schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dänemark, weil ich mir einbildete, daß Ihr Euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompson beredete mich, daß ich mit einem holländischen Schiffe, dessen Ladung er in Commission hatte, und das in Archangel segelfertig lag, nach Holland gehen sollte. Er gab mir eine Addresse an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffs gehörten, und versprach mir, daß er die Briefe von Steeleyn an ihn einschlagen wollte; ich aber sollte bey diesem Manne die Nachricht zurück lassen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey seiner Zurückkunft zu finden wüßte. Ich gieng also in der sechsten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich so unvermuthet und glücklich zu Euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verließ: so gab ich Tompson funfzig Thaler, um sie nach meiner Abreise unter etliche von meinen gefangnen Landsleuten auszutheilen.

Dieß ist das meiste von dem, was mir mein Gemahl, über seine schriftlichen Nachrichten, von seinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zusammen gezogen, und das, was zur Geographie oder zur Historie dieses Lands gehört,

mit Fleiß übergangen, weil ich keine Reisebeschreibung machen wollen. Es hat sich auch seit der Zeit in diesem Reiche vieles verändert, besonders seit der Erbauung der Stadt Petersburg und den großen Anstalten Peters des Ersten, die so wohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner, einen großen Einfluß gehabt haben.

Ich eile nunmehr zu dem letzten Perioden dieser Geschichte, nemlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolgt ist. Wir lebten in unserer zweyten Ehe, wenn ich so reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl schmeckte auf sein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühete in meinen Armen wieder auf, und bekam die erste Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen großen Theil entzogen hatte. Die ersten Monate verstrichen uns in der Gesellschaft der Caroline und des Herrn R— meistens unter wechselseitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einmals meine Heyrath und die Geschichte meiner Ehe mit dem Herrn R— und zwar in dem Beyseyn desselben umständlich erzählen sollte. Der Graf hatte mich die ganze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir einen Muth einsprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreistigkeit an. Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wußte, daß ich ihm niemals untreu geworden seyn würde, wenn ich nur die geringste Nachricht von seinem Leben gehabt hätte. Allein alles dieses langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterstützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutsam sprechen; und je mehr ich redete, desto mehr fühlte ich, wie viel beleidigendes diese Geschichte für den Grafen in

sich hatte, und wie viel kränkendes für mich und für den Herrn R—. Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuersten Versicherungen, daß er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich sammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte sich, mich fortfahren zu lassen; ich schwieg. Nun, sprach der Graf mit einer liebreichen Miene, diese kleine Marter, die ich Euch itzt gemacht habe, daß soll die Strafe für Eure Untreue seyn, und umarmte mich. Und Ihr, mein lieber R—, fuhr er fort, schlagt Eure Augen immer wieder auf, und seht zu Eurer Strafe Eure vorige Gemahlin in meinen Armen. Er küßte ihn, und ich mußte es auch thun. Nein, sprach er, sie hat Euch geliebt, und Ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie Euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Caroline, (sie saß bey mir,) seht nur, wie Euch meine Gemahlin betrachtet. Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch Eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite, und sann bey jeder Gefälligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr lesen konnte, so that ers. Diese glückliche Beschäftigung mit dem Geiste der besten Scribenten, die der Graf so lange entbehrt hatte, nahm uns den größten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle

unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften, und fühlten doch nie die Beschwerlichkeit der Langenweile. Wenn wir mitten in unsern Vergnügungen recht empfindlich gerührt seyn wollten: so dachten wir unserm Schicksale nach. Diejenigen, die niemals unter großen Unglücksfällen geseufzt haben, wissen gar nicht, was für eine Wollust in diesen Betrachtungen zu finden ist. Man entkleidet sich in solchen Augenblicken von allem seinem natürlichen Stolze; man sieht, indem man sein Schicksal durchschaut, sein Unvermögen, sich selber glücklich zu machen, und überläßt sich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken lassen. Der Graf setzte zuweilen ganze Tage zu dieser Absicht aus, und wandte sie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte sich nach elenden und unglücklichen Personen; mit Einem Worte, Arme, Kranke und Gefangne an diesen Tagen zu erquicken und aufrichten zu lassen, das war seine Zufriedenheit. Oft ließ er auch einige von denen, die schon unter dem Elende grau geworden waren, zu sich rufen und sie an einem Tische zusammen speißen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wußte, daß es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er stellte deswegen nicht die strengsten Untersuchungen an. Vielleicht, sprach er, lassen sie sich durch die Wohlthaten bessern, wenn sie boshaft gewesen sind; laßt sie auch der Wohlthat unwerth seyn: sie sind doch Menschen. Wenn er hörte, daß sie mit dem Essen bald fertig waren: so gieng er zu ihnen, und ließ sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte: so nahm er sich ihrer insbesondere an. R— war sein Gehülfe in dieser Tugend, und wem sie beyde nicht als Wohl-

thäter dienen konnten, dem dienten sie doch als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten, spatzieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenscheine durch die Wiesen gingen, und den Wagen am Wege halten ließen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns ungeachtet des tiefen Grases dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte, und in einem hülflosen Zustande da lag. Herr R—, der bey uns war, fuhr den Augenblick in das nächste Landhaus, um ein Weib und andere Bedürfnisse für die Geburt herbey zu holen, und ich machte mich indessen um die Unglückliche so verdient, als es die Nothwendigkeit erforderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schließen, daß sie keine der Vornehmsten und keine der Geringsten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schicksale zu erklären, weil sie selbst nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R— kam mit einigen Weibern zurück, und wir ließen die unbekannte Elende auf unserm Wagen in das nächste Dorf bringen, und kehrten zu Fuß in die Stadt. Nun, sprach der Graf, indem wir zurückgiengen, dieser Spatziergang ist viel werth. Wie schön wird sichs in den Gedanken einschlafen lassen, daß wir zwoen Personen das Leben auf einmal erhalten haben! Das arme Mädchen ist vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weiß, welcher Betrüger sie unter dem Versprechen der Ehe um ihre Unschuld gebracht hat. Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebst Carolinen auf das

Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerfließen. Sie war nicht allein wohl gebildet, sie war ausnehmend schön, und eine gewisse schamhafte Miene entschuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, sprach sie, oder vielmehr ein Liebhaber, hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu seyn verdiene. Ich habe mich mit ihm seit zwey Jahren versprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich stehe und der mir sein eigen Herz aufdringen wollte, hat unsre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir versprochen, sich im Haag mit mir nieder zu lassen und die Handlung zu treiben. Als wir gestern Morgens in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, sah ich mich durch eine Unpäßlichkeit genöthiget, vom Wagen abzusteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir selber zu bringen. Ich mußte mich endlich niedersetzen, und so bald er sah, was mir für ein Schicksal bevorstund, verließ mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe also den ganzen Tag auf seine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entsetzen über seine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe, in den sinnlosen Zustand gekommen, in dem ihr Euch gestern meiner so großmüthig angenommen. Man kann keine größere Bosheit begehen, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geschmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das wir im Haag zu Gelde machen wollten, mitgenommen. Dennoch hasse ich ihn noch nicht, ja ich würde es ihm

mit Freuden vergeben, daß er mich mit der Gefahr meines Lebens verlassen hat, wenn ich nur wüßte, daß es ihn reute. — Ich suchte sie zu beruhigen und versprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wieder käme, sie zu mir zu nehmen und sie und ihr Kind zu versorgen. Er kam nicht, und ich erfüllte mein Wort, und ließ das Kind auf dem Dorfe erziehen.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringste Verlangen, in sein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniß dazu wäre angeboten worden. Ueber dieses wußte er, daß der Prinz, dem er sein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem größten Ansehen stund; und was brauchte er mehr, als dieses zu wissen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daß Steeley nicht kam, und daß er, auf alle seine Briefe an ihn, noch nicht die geringste Antwort erhalten, dieses beunruhigte ihn desto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London schon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daß sein Sohn durch die Bemühungen des Englischen Gesandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tausend Thalern, seiner Verweisung nach Sibirien erlassen worden wäre, von ihm selbst aber hätten er und seine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indessen daß der Graf vergebens auf Steeleyn hoffte, begegnete ihm ein anderer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R— auf das Caffeehaus gegangen, wo die meisten Fremden einzusprechen pflegten. Kurz darauf ließ er mir sagen,

er würde mir einen Gast mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen lassen sollte. Er kam, und der Gast war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien so viele Menschenliebe erwiesen, und den seine Geschäfte nach Holland zu gehen genöthiget hatten. Mein Gemahl war außerordentlich erfreut, daß er diesem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er selbst war eben so froh, daß er meinen Gemahl so unvermuthet und so glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich schon eingerückt habe, und versicherte mich, daß er sich in Liefland und Dänemark sehr sorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringste von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich, und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bey Jahren, und sein grauer Bart und sein langer pohlnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen suchten, rührte ihn ausnehmend. Als wir das erstemal von der Tafel aufstunden: so ward der gute Mann ganz betrübt. Mein Gemahl fragte ihn um die Ursache. Ach, sprach der Alte, wenn ich nur so glücklich seyn könnte, noch etliche Stunden bey Ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein solch Vergnügen gehabt, und niemand ist noch so großmüthig mit mir umgegangen, als Sie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht Ihr, sprach er, meine Gemahlin giebt Euch ihr bestes Zimmer ein. Glaubt Ihr

nun wohl, daß Ihr uns angenehm seyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlassen. Nicht wahr, ich wohne hier besser, als in Siberien? Dort habt Ihr mich bedienet, und hier wollen ich und meine Gemahlin Euch bedienen. Wir thaten es; und wir alle, Caroline sowohl als R—, bestrebten uns recht, diese acht Tage unserm Gaste zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne untergieng, schlich er sich in sein Zimmer, und blieb meistens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieses etlichemal geschah, um die Ursache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R— einmal überraschte, und auf den Knieen betend fand. Als diese acht Tage unter tausend kleinen Vergnügen verstrichen waren: so bat er uns, unsere Wohlthaten einzuschränken und ihn wieder fortreisen zu lassen. Er verließ uns einen Tag, um seine Geschäfte zu besorgen, und kam den andern wieder, um Abschied von uns zu nehmen. Nun, sprach er, will ich mit Freuden fortreisen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reise danken, daß ich Sie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde Sie alle in dieser Welt wohl nicht wiedersehen. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe sterben wollte: so würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlassen. Wir nahmen alle als von einem Vater Abschied von ihm. Ach Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtsam an, Sie haben mich für meine Dienste reichlich belohnet; aber ich bin gegen Sie noch nicht dankbar genug gewesen, daß Sie mir das Leben mit Ihrer eigenen Gefahr erhalten haben.

Sie wissen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehntausend Thalern zu heben. Erlauben Sie mir die Freude, daß ichs Ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen Sie den Schein von mir an. Wir versicherten ihn, daß unsere Umstände so beschaffen wären, daß wir nicht Ursache hätten, ihm einen Theil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, daß wir seine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unserer Tochter, und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen. R— begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, seinen uneigennützigen und großen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundschaft, die wir ihm erwiesen, rührte ihn nichts so sehr, als dieses, daß ihn der Graf abmalen und das Bild in seine Studirstube setzen ließ.

Auf diese Freude folgte in einigen Wochen eine noch größere und eben so unvermuthete. Andreas,

Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre seinen Geburtstag zu feyern. Er kam einstens sehr frühe zu uns, und sagte, weil er genöthiget wäre, auf etliche Wochen zu verreisen, und weil sein Geburtstag morgen einfiele: so wollte er ihn heute feyern und uns bitten, uns zugleich mit ihm auf eine Gondel zu setzen, und einmal einen ganzen Tag in seinem Hause zuzubringen. Wir ließen es uns gefallen, und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beschäftigt gewesen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geschickt: so baten wir den Andreas, uns nur so lange Zeit zu lassen, bis ich diesen Brief vollends laut hergelesen, und der Graf uns das, was wir noch umständlicher wissen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R— saßen bey uns. Ach, schrie er ganz ängstlich, das könnt ihr in meinem Hause auch thun; nehmet den Brief mit, und verderbet mir meine Freude nicht, oder ich reise gleich heute fort, und tractire euch gar nicht. Dieses treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in seinem Hause wider seine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in seine großen Anstalten gar nicht finden. Ich weiß nicht, sprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken soll. Wenn nur nicht etwan aus diesem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimnißvoll. Wir scherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern sähe, daß wir seine kleine List erriethen. Leset nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indessen meine Braut holen, oder wenigstens meinen Flaschenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir ver-

tiefſten uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tauſend Kleinigkeiten, welche die Gemahlin des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefſchweſter nach Curland, mein Gemahl wieder zurück bekommen hatte, weil ſie todt war. R— wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wiſſen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn ſtehen. Andreas trat aus der Nebenſtube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht genug beſchrieben? ſagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich ſah er vortheilhaft aus, ſonſt würde ihm das Koſakiſche Mädchen nicht ſo gut geweſen ſeyn. Er hatte große ſchwarze Augen, wie ihr, und — Indem öffnete Andreas, der nah an der Thüre ſtund, das Nebenzimmer und rief, nach ſeinen Gedanken, ganz ſinnreich: ſah er etwan wie dieſer Herr aus? und in dem Augenblicke ſtund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daß er kaum von dem Seſſel aufſtehen konnte, und wir ſahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, ſchrie endlich Steeley, nun ſind wir für alle unſer Elend belohnet, und riß ſich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offenen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich — ich — ja, ja ſie ſind es — und das war ſein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was iſt das Vergnügen der Freundſchaft für eine Wolluſt, und wie wallen empfindliche Herzen einander in ſo glücklichen Augenblicken entgegen! Man ſieht einander ſchweigend an, und die Seele iſt doch nie beredter, als bey einem ſolchen

Stillschweigen. Sie sagt in einem Blicke, in einem Kusse, ganze Reihen von Empfindungen und Gedanken auf einmal, ohne sie zu verwirren. Caroline und der Herr R— theilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle Ein Freund. Dem Andreas mochte unsere Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend, vergeßt doch nicht, daß ihr Frauenzimmer seyd und — Setzt euch alle nieder, sonst muß ich den ganzen Tag euern Umarmungen zusehen. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit mußten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht listig gemacht? Wir merkten, daß er für seine Erfindung belohnt seyn wollte, und er war es werth, daß wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehn Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas ließ ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, sprach er, daß ihr ihn habt, und daß ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit zu euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnügen haben, daß ihr bey mir recht aufgeräumt seyn und recht laut werden sollt. Wir wünschten unstreitig alle, von unserm gebieterischen und uns so unähnlichen Wirthe bald entfernt zu seyn; allein wir mußten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley schien selbst itzt keine Lust zu haben, uns seine Begebenheiten zu erzählen, ausser daß er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von sei,

ner Gemahlin, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die großmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffer langen. Er gieng und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daß uns Steeley einige Augenblicke verließ, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unsre Lobsprüche von ihm mitzutheilen. Ist er meiner Liebe werth, sprach der Graf zu mir, und gefällt er euch? Caroline ließ mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief sie, ihre Gemahlin kann nicht urtheilen, sie ist nur von ihnen eingenommen. Fragen sie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig sagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir — Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer an der Hand, herein, aus deren Gesichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen sehe ich? Ist es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das ist zu viel Glück auf Einen Tag! Madame, redete mich Steeley an, indem ich noch vor Erstaunen immer auf einer Stelle stund: Hier bringe ich ihnen meine liebe Reisegefährtin, und bitte für sie um ihre Freundschaft. Ich wußte noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht so bald wissen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie selbst schien mich aus eben der Ursache in der Ungewißheit zu lassen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, sie ist es, der ich meine Befreyung zu danken habe; sie hat mich euch wieder gegeben. Ja, Madame, fieng sie an, für diesen Dienst suche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und bitte nicht um ihre

Freundschaft, sondern ich fordre sie von ihnen. Ist es ihnen denn recht lieb, daß sie mich sehen? Ja, ich sehe es, sie fühlen eben so viel, als ich, daß ich sie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, also sind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen! Ihr Freund, den sie mir hinterlassen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier sah sie Steeleyn mit dem zärtlichsten Blicke an,) und — er mag es ihnen selber sagen. Aber, fieng sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, wer ist das Frauenzimmer und der Herr? (sie meynte Carolinen und R—). Der Graf erschrack und wußte nicht, was er in der Eil sagen sollte. Sie sind — sie sind unsre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand, und führte sie zu ihr, und der Graf that mit R— eben das. Wir glaubten, daß Andreas das Geheimniß vor unsrer Zusammenkunft schon verrathen hätte: denn die Verschwiegenheit war seine Sache nicht. Allein er hatte entweder um uns zu schonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geschwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unsere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unsrer Verwirrung. Das ist, fieng er zu der Fremden an, das ist meine liebe Schwester. In dem Augenblicke gieng R— mit niedergeschlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, daß Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieser nach, ich will nichts sagen. Der Herr Graf wird es schon selbst erzählen. Ach, mein lieber Graf, sprach Steeley, was ist das für ein Geheimniß? Darf ichs und die Madame nicht wissen? Wer ist der Herr R—? Er ist einer von meinen ältesten Freunden, und wenn ich ihnen alles

les sagen soll — hier sahe er mich an und schwieg. Er war mein Gemahl, sprach ich zu meiner neuen Freundin, ehe ich wußte, daß mein Graf noch lebte. Sie hassen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden, und mein Graf — dieser liebt euch, fuhr er fort, eben so zärtlich, als jemals. Sie sah mich beschämt und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung diese traurigen Augenblicke zu verkürzen. Steeley schien wirklich bey dieser Nachricht etwas von seiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er sah bald mich, bald den Grafen, an. Ist sie denn nicht mehr eure Gemahlin? sprach er ganz heftig. Sie ist meine Gemahlin, antwortete ihm der Graf; beunruhigt euch nicht. Ich weiß, daß ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts als der heutige Tag gefehlt. Hierauf gieng unsre Freude, wie vom neuen, an.

Unser stürmischer Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkosung, und anstatt zu essen, sahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden sie mich etwan wegen meiner liebenswürdigen Reisegefährtin? Oder wollen sie wissen, warum sie nach Holland gegangen ist? Sie will die Juwelen wieder holen, die sie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daß wir ihn hier finden würden, und sie wird so lange bey ihnen bleiben, bis sie ersetzt sind. Ja, sprach ich, wir sind dazu verbunden; aber warum nehmen sie sich der Madame so eifrig an? Erfordert dieses die Pflicht

der Reisegesellschaft? Sie hören wohl, versetzte sie, daß er das Geheimniß meiner Reise gern entdeckt wissen will, ich soll ihnen sagen, daß ich ihn liebe, und daß ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und besitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich bloß auf ihre Gegenwart verspaaret. Steeley stund auf und umarmte sie. Also sind sie meine Braut? rief er. Ja, sagte sie, und um es zu werden, würde ich noch eine See durchreisen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück schuldig, denn ohne sie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem ersten Gespräche mit mir so edel beschrieben, daß ich ihm gewogen war, ehe ich ihn sah. Die Vorsehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das seinige durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und sie, Madame, sollen das Recht haben, unsere Verbindung zu vollziehen, und einen Tag zu unserer Vermählung anzusetzen, welchen sie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Händen empfangen: und ich, sprach der Graf, meine Gemahlin von den ihrigen. Ich will mir sie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen lassen, und dieses soll an dem Tage geschehen, da sie ihre Verbindung vollziehen. Amalia, so hieß Steeleys Braut, ließ darauf einen Pokal und einen Flaschenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen sie das Glas, Herr Graf? Daraus habe ich ihnen in Siberien die Gesundheit ihrer Gemahlin zugetrunken. Und aus diesem Glase und von dem Weine, der nicht weit von diesem Lande gewachsen ist, wollen wir sie zum andern male in Holland trin-

ken. O wie gut wird mirs schmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich sah das Glas und den Wein an, und sah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichsten Umständen von einer großmüthigen Seele bedauert und geschützt; ich sah sie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben so gut geschmeckt, als dieser. Wir schwiegen vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangner vor ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? Sah er traurig? Seine Miene, sprach sie, richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redte. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte: so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien: so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Miene vor, die mich leicht errathen ließ, daß er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch groß gesinnt war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenutzt, und ein schwarzer russischer Pelz und ein Paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufnes Haar gab indessen seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrocknes Ansehen. Nie war er beredter und in meinen Augen größer, als da er von seiner Gemahlin sprach; und ich that von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelübde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verstorbner Gemahl und der Herr Graf, sprach An-

dreas, waren wohl nicht allezeit die besten Freunde? Was dieser gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach vergeben sie ihm die Fehler seiner Gemüthsart und seines Volks, die ich, ungeachtet seiner Neigung gegen mich, mehr als sie, empfunden habe. Unsre Ehe war ein Bündniß, das der Hof schloß, und das ich aus Gehorsam nicht ausschlagen durfte. Indessen ehre ich sein Andenken; so wie ich mein Schicksal an seiner Seite geduldig ertragen und mir, wenn ichs sagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein bessers verdient habe.

Andreas ward zu unserm Glücke durch seine Geschäfte von uns gerufen, und seine Abwesenheit ließ uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was seit seiner Abreise aus Tobolskoy vorgegangen; allein er stund alle Augenblicke vor gar zu großer Empfindung still, und wir waren zufrieden, daß wir diesesmal das Wichtigste von dem erfuhren, was uns Amalia nachdem umständlicher auf folgende Art erzählt hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen seiner Abreise, fieng sie auf unser Bitten an, starb mein Gemahl an dem zurückgetretenen Podagra. Ich berichtete seinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniß, nach Moskau zurückzukehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernenuung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verschiedene harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Ansehung der Gefangenen ergehen lassen. Ihrem zurückgelassenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeit verschaffen Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu versorgen, was

er nöthig hätte, und ließ ihn muthmaßen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals waren meine Wohlthaten wohl bloße Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn nicht mehr, als einmal, und noch dazu in den traurigsten Umständen gesehen, als er auf ihre Fürbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurück berufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude seine Danksagung für meine Fürsorge überbrachte; und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das mußte der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unteraufsehern zu bewerkstelligen suchen. Er war in ein besser Behältniß gebracht, und ich hatte schon allerhand Mittel ausgesonnen, wie ich ihm bey meiner Rückreise nach Moskau diese erträglichen Umstände dauerhaft machen wollte. Ungefähr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verstorbenen Gemahl, daß Steeley frey seyn, und bey der ersten Gelegenheit, die man ihm verschaffen könnte, mit einem Passe versehen, und für sein Geld fortgebracht werden sollte. Ich ließ den Morgen darauf den Juden zu mir kommen, und sagte ihm, daß er Steeleyn eiligst zu mir bringen sollte, und daß ich unter der Zeit, da er ihm dieses meldete, die Wache nachschicken wollte, ihn abzuholen. Er kam, und ich ließ ihn nebst dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er stattete mir die Danksagung für meine bisherige Fürsorge auf eine sehr ehrerbietige und gefällige Weise ab, und blieb an der Thüre des Zimmers stehen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte? ob er mit seinen Umständen zufrieden wäre? Er beantwortete das erste mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelassenen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzäh-

lung von seinem Schicksale zu machen. Er that es, und je mehr er redte, desto mehr nöthigte er mir, durch seine Worte und durch seine Mienen, Aufmerksamkeit und Hochachtung ab. Er sah weit besser aus, als vor zwey Jahren, und ich weiß nicht, ob ich mirs beredte, oder ob es wahr war, daß ihm der Siberische Pelz recht schön ließ. Ich hörte aus seiner Art zu reden nunmehr sehr wohl, daß er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: so war es vielleicht deswegen geschehen, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt seyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daß er ihn so sehr liebt, und so sehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung nnd Mitleiden; und es ist deine Pflicht, einem so rechtschaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daß etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Lust, es zu untersuchen, und ich hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu stören. Ich nannte meine Regungen bey mir selbst Wirkungen seiner Unglücksfälle, und setzte mich in Gedanken nieder, und ließ ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu sagen. Als er mir die Grausamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sohne begangen: so fühlte ich weit mehr, als da sie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daß er meine Wehmuth sehen sollte. Ich fragte ihn in der Angst, wie alt sein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht gesehen hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebst einigen Thränen bey seinem Vater anbringen konnte.

Ich führte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umstände seiner Familie und seiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit seiner Braut in England zu erzählen, und ich ward so gerührt, daß ich recht gewaltsam von meinem Stuhl aufsprang, und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte schon gewünscht. Er ward bey dieser Erzählung sehr weichmüthig, und endigte sie mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er schlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich sie ihm wieder öffnen sollte. Er sah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Miene an, und ich erschrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen seiner Befreyung zu holen. Ich suchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich schämte mich vor meiner Unruhe, und glaubte zu meinem Troste, daß sie von den traurigen Erzählungen herstammte, und daß sie durch die Freude, die Steeley über seine Erlösung haben würde, sich bald verlieren sollte. Ich sah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich sah jeden Blick die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indessen bey aller meiner Unruhe noch die Geduld, etwas an meinem Kopfputze zu verbessern; und mitten in dem Verlangen, Steeleyn seine Befreyung anzukündigen, überlegte ich noch, wie seine unglückliche Braut ausgesehen hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichsam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öffnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte

zu reden; daß mir der Athem fehlte, und daß ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtnisse gesammelt hatte. Ich that also an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder erholte. Ich will nicht länger ungerecht seyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nachricht vorenthalten, die sie vielleicht schon lange zu hören gewünscht haben. Verstehen sie Russisch? Er antwortete mir ängstlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daß ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich setzte mich nieder, und bat ihn, daß ers auch thun sollte. Er weigerte sich, und ich hielt mich für verbunden, ihm selbst einen Sessel zu reichen, und mich dadurch an dem mir schon beschwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und sagte endlich zu ihm: von dieser Stunde an haben sie ihre Freyheit, und ich bin sehr vergnügt, daß ich die Person habe seyn sollen, die sie ihnen ertheilen muß. Sehen sie mich nicht als ihre Gebieterin, sondern als ihre gute Freundin, an. Er sprang vom Stuhle auf, und küßte mir mit einer unaussprechlichen Freude die Hand; ich ließ ihn diese Dankbarkeit sehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurücke zöge. Er stammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch diese Sprache gefiel mir. Ich ließ dem Aufseher der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurück gehen. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis sie mit einer sichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umstände scheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen schon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts

bekümmert seyn, so lange ich noch hier bin. Er nahm Abschied, und ich sah in seinen Augen, daß er mir weit mehr zu sagen hatte, als er sagte, und kränkte mich, daß der Jude zugegen war. Diesem befahl ich, daß er nach der Tafel wieder zu mir kommen sollte. Also war dieser erste Besuch geendiget. Ich trat an das Fenster, und wollte ihm nachsehen, und ich fragte mich in diesem Augenblicke, warum ich dieses thäte; aber ich that es doch. Ich setzte mich zur Tafel und es reuete mich, daß ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir schon zu lange, und ich hätte es sicher genug wissen können, daß ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand es für gut, mich zu hintergehen. Ich stellte mir vor, daß Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehen könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken schon, und wünschte, daß er in meiner Gesellschaft möchte zurück reisen können. Der Jude kam und versicherte mich, daß er seinen Gast sehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verstorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erschrack über diese Nachricht, als ob sie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich mit seiner Anstalt zufrieden. Ich rief den alten deutschen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daß er mit dem Juden gehen, und sehen sollte, was der Herr, der heute aus dem Arreste gekommen, in seiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu seiner Abreise als eine Standsper-

son versorgt werden sollte. Er kam wieder und sagte mir, daß er bis auf das weiße Geräthe und eine Madratze zum Schlafen, mit den nöthigsten Möbeln versehen wäre. Ich reichte ihm alles selbst, was er forderte, und zwar von jeder Art das Kostbarste, und war unwillig, daß der Bediente nicht mehr verlangte. Ich sagte ihm, daß er die Stücke genau zählen sollte, damit keines verloren gienge, und mein Herz wußte doch nicht das Geringste von dieser wirthschaftlichen Sorgfalt. Ich hieß ihn noch ein Flaschenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort: so könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er so lange geblieben wäre. Ach, hub er in seiner treuherzigen Sprache an, man kann von dem Herrn gar nicht wieder los kommen. Es ist ein rechter lieber Herr; alles, was er sagt, nimmt einem das Herz. O wenn sies nur hätten hören sollen, wie er dem Himmel dankt, daß er ihn aus der Gefangenschaft errettet hat! Er mag recht fromm seyn, und ich weiß nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat führen können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, sprach er, mein lieber Christian, gebt euch keine Mühe, ich habe mich in Siberien selber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Ansehen. Wer weiß, wie vornehm er von Geburt ist, und hat doch in diesem verwünschten Lande so viel ausstehen müssen! Wenn sie mirs erlauben, so will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohl gehe. Bey ihnen läßt er sich für alle Gnade, die sie ihm erzeigen, ganz un-

terthänigst bedanken, und um nichts, als ein Buch, bitten. Es wird auf diesem Zeddel stehen. Dieser Zeddel war ein französisch Billet von diesem Inhalte:

Mein Glück scheint mir nur ein Traum zu seyn; und Sie überhäufen mich mit so vieler Gnade, daß ich gar nicht weiß, wie ich dankbar genug seyn soll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten, schon in Gedanken, daß ich das großmüthigste Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madame, wodurch verdiene ich Ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich sie in dem Reste meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung —

Dieser kurze Brief gefiel mir sehr wohl. Ich brachte einen großen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieses Briefs zu. „Wodurch soll „ich ihre Sorgfalt in dem Reste meines unglückli„chen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung." Ich gab diesem Worte eine Bedeutung, wie sie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daß der Tag schon da war. Ich eilte, und beschloß Steeleyn des Mittags mit mir speisen zu lassen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daß er bey seinem neuen Herrn seyn würde, und ich hatte Recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daß er mich bald über seinem neuen Herrn vergessen würde, und schickte ihn mit zwey französischen Büchern wieder an Steeleyn, und ließ ihn bitten, zu Mittage mit mir zu speisen. Ich ließ etliche wenige Gerichte nach deutscher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten ab-

holen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm desto ähnlicher zu seyn, doch war ich sorgfältig genug gewesen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieser Mahlzeit wollte ich, so zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundschaft wären. Mein Gast kam, und seine Miene war heiterer, als die gestrige, und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war besser, obgleich noch Russisch, gekleidet, als gestern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redete aus ihm. Ich that, als ob meine Fürsorge für ihn eine Verordnung des Hofs wäre, und setzte mich ganz allein mit ihm zu Tische. Wir brachten über unsrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es schien mir, daß sie ihm eben so kurz ward, als mir. Er konnte sich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu speisen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erschrecken; ja, ich erfreute mich, daß ich ihn in der Wohlanständigkeit übertraf, weil ich merkte, daß er mir am Geiste überlegen war. Er mußte mir seine Begebenheiten noch einmal erzählen, und sie rührten mich, als ob ich sie noch nicht gehört hätte. Wir sprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein so großes Verlangen, ihn wieder zu sehen, daß ich lieber eifersüchtig geworden wäre. Mit Einem Worte, mein Gast gefiel mir nach wenig Stunden so sehr, daß ich mir alle Gewalt anthun mußte, mich zu verstellen. Ich wünschte in denen Augenblicken, da uns unser Bedienter verließ, daß er mir etwas Verbindliches sagen möchte, nur um zu wissen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der

Ehrerbietung, und seine Augen redeten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tische aufstunden, Abschied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daß er länger bleiben sollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich ließ ihn also wieder in sein Quartier bringen. Und nun wußte ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daß er mich schon verlassen hatte. Ich ward unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs seyn wollte. Ich stellte mir vor, daß ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daß ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über diese Vorstellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringschätzung an mir selber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hoffnung fahren lassen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beschloß, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieser Zeit, daß sein Herr in seiner Einsamkeit ganz tiefsinnig würde. Wie lieb war mir diese Nachricht! Ich war schwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir gesprochen hätte? Er lobt sie über die Maßen, sprach er, und fragt mich, so oft ich komme, wie Sie sich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gast. Er kam, und die Unruhe hatte sich in alle seine Blicke vertheilet. Er hatte sich durch den Juden ein Kleid nach deutscher Art machen lassen, und sah noch einmal so jung aus. Ja, ja, dachte ich, er ist schön, er ist liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles Bange aus meinem Ge=

sichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Ursache fragte, warum er mich nicht so zufrieden sähe, als das letztemal. Ich erschrack über mein verrätherisches Gesicht, und über die Aufmerksamkeit, mit der er mich betrachtete, und schob die Schuld darauf, daß ich die Erlaubniß noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurück zu kehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet Ihnen? Die Freude über Ihre Befreyung herrscht nicht mehr in Ihrem Gesichte. Ist es das Verlangen nach Ihrem Vaterlande, das Sie beunruhiget? Ja, Madam, sprach er mit niedergeschlagenen Augen. O! wie war mir dieses Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers aussprach, zu einem Nein machte. Haben Sie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in Ihrem Vaterlande, die Sie erwartet? Warum entziehen Sie sich und mir das Vergnügen, von Ihr zu sprechen? Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um Ihre Reise zu beschleunigen, und Sie von meiner Freundschaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verschämten Blikke, und sagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglück mit Einem male wissen. Sie schweigen? Also haben Sie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weiß es, daß ich seit dem Tode meiner Braut ohne Liebe gewesen bin. Wie könnte ich Ihnen etwas verschweigen? Ach wie könnte ich dieses? Ich bitte Sie, vermindern Sie Ihre Gütigkeit gegen mich! Ich bin unruhig, daß ich sie nicht verdiene. Dieß ist die wahre Ursache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veränderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm

eine entgegengesetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhiger war. Ich redete fast allein, und ich studierte seine Augen und sein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir selbst an, und nichts als die Gesetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen seiner Liebe ein Stillschweigen auf. Er ist verschämt, das wünschest du; und er wünschet, daß du ihn zu dem Fehler nöthigen sollst, dir seine Liebe zu gestehen; und dieses verdient er. Ich verdoppelte meine Gefälligkeit, ohne sie über die Schranken der Freundschaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein kostbares Haus gebauet. Ich ließ alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit hätte, ihn länger bey mir zu behalten Als wir in das größte kamen, in welchem die Risse und Abzeichnungen von Festungen und Landschaften hiengen: so fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von seiner Arbeit hier fände. Ich sah, daß er nicht auf die Abzeichnungen, sondern auf mich Acht gab, und belohnte ihn gleich dafür. Ich will Ihnen Ihre Stücke zeigen, sprach ich. Mein Gemahl hat mirs gesagt, daß die, unter welchen ein S. stünde, von Ihnen wären Er mag Sie mit diesen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, sprach er, Madame, Sie könnten mich für alle meine Mühe auf Einmal belohnen. Aber nein. — Ich wußte in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inständig, daß er mirs sagen sollte. Wollen Sie mirs vergeben, rief er, wenn ichs Ihnen gestehe? denn es ist eine Verwegenheit. Ja, sagte ich. Er öffnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Porträt. Madam, dieses Geschenk wollte ich mir wünschen, wenn ich Siberien verlasse. Diese Bitte war

mir das angenehmste, was ich von ihm gehöret hätte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich sie anhörte, das Recht, sie zu wiederholen, und er hatte schon das Herz, mich bey der Hand zu fassen, und meiner Hand durch die seine, ich weiß nicht was für verbindliche Dinge, zu sagen. Ich begab mich geschwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichsam der Gewalt zu entfliehen, die er meinem Herzen anthat. Er merkte seinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an fast ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine strenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gast, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniß unsrer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniß, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor Niemanden scheuen, als vor uns selbst. Alles stund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groß, als daß ich, von ihnen bemerkt zu werden, hätte fürchten dürfen. Dem ungeachtet schienen wir beyde bey aller unsrer Freyheit und bey unserm täglichen Umgange, anstatt daß wir vertrauter hätten werden sollen, einander nur desto fremder zu werden. Er hütete sich, mir die geringste Liebkosung zu machen, und ich nahm mich viel mehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir sahen beyde nicht, daß die Behutsamkeit, die wir in unsern Reden und in unsern Handlungen beobachteten, nichts als die stärkste Liebe war; oder besser, wir fühlten die Liebe so sehr, daß wir genöthiget wurden, uns strenge Gesetze vorzuschreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Bescheidenheit mir

nach;

nach; und was war dieser Zwang anders als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewißheit, wie wir dieses einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniß von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruß mit neuer Hoffnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehn oder zwölf Tagen so ausgeredet, daß wir fast nichts mehr wußten, und wir wurden desto ärmer an Gesprächen, je weniger wir unser Herz wollten reden lassen. Wir spielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen ist, und das uns sehr beschwerlich gewesen seyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als außerdem, zu beobachten. Ich ließ meine Hand mit Fleiß immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiß wäre, ob ich ihn fortrücken wollte; und ich ließ sie doch nur für seine Augen da. Unsere Spiele wurden alle bald aus. Ich verstund es wirklich besser als er; allein ein Blick in seine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verschämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigsten Zuge zu bewegen. Wir wiederholten diesen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden, und wir befanden uns so gut dabey, daß wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unser Umgang hatte nunmehr ungefähr vier Wochen gedauert, und binnen dieser Zeit hatten wir einander nicht länger, als fünf Tage nicht gesehen, und dennoch waren wir, so sehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange;

und wir würden unstreitig diesen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unsre Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude besuchte uns nämlich unvermuthet bey Tische, und kündigte Steeleyn an, daß morgen eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daß er für so und so viel Geld sicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erschrack über diese Nachricht, daß ich nicht ein Wort sagen konnte, und Steeley eben so sehr. Wenn, rief er, wenn soll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verließ uns. Und nun gieng eine traurige Scene an. Ach, Madame, fieng Steeley an, und schon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach, Madame, ich soll schon fort? Morgen schon? — Und was macht Ihnen denn die Abreise so sauer? Er entsetzte sich über diese Frage und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abschied sauer macht? Sie! Sie! und auf einmal ward er still und suchte seine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung sah ich mich von ihm geliebt! Ich schwieg still, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehen, und ich nahm ihn in der Angst bey der Hand. Wo wollen Sie hin? Ich will mich, sprach er, für meine Verwegenheit bestrafen, die ich itzt begangen habe, und Abschied von Ihnen nehmen und — Aber wenn ich Sie nun ersuchte, noch nicht fortzureisen, wollten Sie nicht bey mir bleiben? Wollten Sie nicht Ihr Vaterland, Ihre Freunde, einige Zeit später sehen? Ach Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlassen, für Sie vergessen.

Sagen Sie mir nur, ob Sie mich — ob Sie mich hassen? Ich liebe Sie, fieng ich an, es ist nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn Sie mich lieben: so bleiben Sie hier, und reisen Sie in meiner Gesellschaft. Nunmehr wagte er die erste Umarmung, und o Himmel! was war dieses nach einem so langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen! Wie viel tausendmal sagte er mir, daß er mich liebte, und wie vielmal sagte ichs; und durch wie viele Küsse, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unser Bekenntniß! Nun redte unser Herz allein. Er fragte mich, ob ich seine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geschichte unsrer Empfindungen, und unser Umgang war von dieser Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tausend Freuden zurück. Ich schickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniß zu meiner Abreise zu beschleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beysammen gewesen: so wurden uns nunmehr ganze noch zu unserer Liebe zu kurz. Er suchte meine Liebe, die er schon gewiß besaß, durch die bescheidne Art, mit der er sie genoß, erst zu verdienen; und ich, die ich acht Jahr vermählt gewesen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unschuldigsten Liebkosungen erst schätzen. Ich versprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in sein Vaterland zu gehen, und wenn ich in Moskau die Erlaubniß, dahin zurück zu kehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm insgeheim wegzubegeben. Bis

nes Geliebten, hinderte die Abreise. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, sprach er zu mir, er hat seine Gemahlin wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reisen? wie glücklich würden wir bey ihm seyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beschlossen, wir giengen nach Holland. Ich setzte mich mit ihm zu Ende des Augusts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgestanden, die uns nichts gethan, als daß sie uns ein paar Wochen länger auf der See aufgehalten haben. Wir sind schon vor vier Tagen ans Land gestiegen und gestern früh zu Lande hier angekommen.

Dieß war die Geschichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beyden ersten Tage verstrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Carolina kleideten unsere Braut an, und verliebten uns recht in sie, so reizend war sie; allein der, für den sie so reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir führten sie in sein Zimmer. Itzt, sprach sie, ist es noch Zeit, wenn Sie Lust haben, eine andere zu wählen, und umarmte ihn. R— kam bald darauf mit seinem guten Freunde, einem Prediger bey der französischen Gemeine, der sie vermählen sollte. Er hatte ihm die Umstände von

beyden gesagt. Wir setzten uns nieder, und wir wußten nicht, daß unser Geistlicher eine Rede halten würde. Er that es mit so vieler Beredsamkeit und mit so vielem Geiste, daß wir alle außer uns kamen, und uns keine größere Wollust auf diesen Tag hätten erdenken können. Er redete von den wunderbaren Wegen der Vorsehung bey dem Schicksale der Menschen. Man stelle sich den Grafen und Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, seine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man wissen will, was diese vernünftige Rede für einen Eindruck in unsere Herzen machte. Unsere Seele erweiterte sich durch die hohen Vorstellungen, um den Umfang der göttlichen Rathschlüsse in Ansehung unsers Schicksals zu übersehen, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchsen mit unsern erhabenen Vorstellungen. Leuten, die niemals im Unglücke gewesen, Leuten, die zu frostig sind, Andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieser Rede schöpften, als ein scheinheiliges Räthsel vorkommen. Sie werden sich nicht einbilden können, wie sich solche ernsthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe schicken; allein sie werden mir auch nicht zumuthen, daß ich ihnen eine Sache beweisen soll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalia waren verbunden, und unser Bündniß war auch wieder erneuert. Unser Geistlicher, der uns ein recht lieber Gast gewesen seyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, so sehr wir ihn auch baten. Er sagte, daß er den Nachmittag bey einem jungen Menschen

zubringen würde, der sich aus Schwermuth das Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbstmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbesserung seiner elenden Umstände etwas beytragen und ihn mit einigen Arzneyen versehen lassen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein verdorbnes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es schien, daß er die besondern Umstände dieses Menschen mit Fleiß verschwieg: so wollten wir nicht zur Unzeit neugierig seyn. Wir fragten also nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferin, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er sich gestern durch ein Messer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir sagten ihm, daß er nicht bitten, sondern uns vorschreiben sollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wissen wollte; weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unserm Vermögen zu dienen. Wir schickten ihm, sobald der Geistliche weg war, Betten nnd andere Sachen. Unser Doktor mußte kommen; und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredet habe, und die itzt Aufseherin in meinem Hause war, mußte ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anstalten wegen der Speisen und des Getränks machen würde, damit sie alles nach seiner Vorschrift einrichten könnte.

Wir setzten uns zur Tafel, und wir wären eines solchen Tages nicht werth gewesen, wenn wir ihn nicht zu genießen gewußt hätten. Eins war zu dem Ver-

gnügen des Andern sinnreich; und Kleinigkeiten, die Andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geschmacks, vorüber gehen, dienten uns in unsrer Gesellschaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigsten Mittel der Freude am wenigsten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des Cosakischen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erschreckten, beseelte unsere Vertraulichkeit, und jeder unschuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufseherin, die wir zu dem Kranken geschickt hatten, kam mit offenen Armen zurück, und erzählte uns, daß sie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daß es der Elende selbst wäre, für den wir gesorgt hätten. Er, rief sie, hat mir alles mit tausend Thränen abgebeten; und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewissen hat ihn mehr als zu sehr bestraft. Er sagte mir, daß er sich, da er mich so boshaft verlassen, nach Harlem gewendet, und sich allen Ausschweifungen überlassen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate sey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er sich der entsetzlichen Vorstellungen, daß er mich und die Frucht unsrer Liebe durch seine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurück zu kehren, wo er mich verlassen, und da er weder das Herz gehabt, sich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewußt hätte, wo er es thun sollte: so hätte ihn endlich eine alte Schifferin auf eben der Wiese, wo er von mir gewichen, und auf der er schon zween Tage

zugebracht, in der größten Verzweifelung angetroffen, und ihn mit sich in ihre Hütte genommen. Hier hätte er, da er ohnedieß nichts mehr zu leben gehabt, sein Elend durch den Selbstmord endigen und sich zugleich für seine Bosheit bestrafen wollen. Es steht bey Ihnen, fuhr sie fort, ob Sie ihm durch Ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein (hier sahe sie mich an) sie zu verlassen, das kann ich nicht. — Sie verdiente unsere Gewogenheit und unser Vergnügen über ihr Glück. Wir ließen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen und besuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, seine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm so viel Lebhaftigkeit ertheilt, daß er mit uns sprechen und uns seinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzählen; allein wir waren mit seiner Reue zufrieden, und erließen ihm die Scham, sein eigener Ankläger zu werden. Wir sahen in seinem zerstreuten und ausgezehrten Gesichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen seiner Jugend der Vergebung und des Mitleids desto würdiger.

Den Rest des Abends brachten wir mit einer Musik zu, die wir uns selber machten. Ich spielte den Flügel, und bald sang ich selbst, bald Amalie, oder Caroline, dazu. Meine kleine Tochter, die in das sechste Jahr gieng, war so verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufordern, und sie hätte uns bald

alle zu dieser Lust verführt. Wir führten endlich unsre beyden Vermählten in ihr Schlafzimmer, und überließen sie den Wünschen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathschlagte, was wir unserm Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein und sagte, daß ein Engelländer meinen Gemahl sprechen wollte. Sobald er die Thür öffnete, so sagte uns sein Gesicht, daß es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber seine muntern Augen, sein rothes Gesicht und trotziger Gang, widerlegten seine Haare. Ich suche, fieng er auf französisch an, meinen Sohn bey Ihnen; oder da ich in meinem Leben wohl nicht so glücklich seyn werde, ihn wieder zu sehen: so will ich wenigstens hören, ob Sie nicht wissen, wo er ist. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daß ich gewiß weiß, daß er aus seinem Elende in Siberien hat sollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen so theuern Freund von meinem Sohne zu sprechen, bin ich in meinem neun und siebensten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reise, fieng mein Gemahl an, soll Sie nicht gereuen. Ich habe Briefe von Ihrem Sohne aus Moskau, und kann Ihnen die erfreuliche Nachricht von seiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können Sie sich hier aufhalten? das ganze Jahr hindurch, sprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte seine väterliche Neubegierde mit einigen besondern Nachrichten, und ich eilte zu unserm zärtlichen Paare, um zu sehen, ob sie angekleidet

wären. Sie giengen beyde noch in ihren Schlafkleidern, und ich ließ dem Grafen heimlich sagen, daß sie aufgestanden wären. Mein Gemahl, sprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und Sie zu einer Spazierfahrt einladen. Indem öffnete er schon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblick riß sich Steeley von seiner Gemahlin, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf seinen Vater zu. Der Alte sah ihn nach der ersten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu sagen. Ja, rief er endlich, du bist mein Sohn, du bist mein lieber Sohn; Gottlob! nun will ich gern sterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stuhl, meine Füße wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erste Frage war, wer Amalie wäre. Seit gestern, sprach sie, bin ich die Gemahlin Ihres Sohns. Sind Sie mit seiner Wahl zufrieden? Er nahm sie recht liebreich bey der Hand. Ist es gewiß, daß sie meine Tochter sind: so küssen Sie mich, und sagen Sie mir, aus welchem Lande Sie sind. Er machte ihr darauf die größten Liebkosungen, und that allerhand Fragen, die seinem ehrlichen Charakter gemäß und uns deswegen angenehm waren, wenn sie gleich nicht die wichtigsten waren. Es mißfiel ihm, da er hörte, daß wir nicht getanzt hätten. Nicht getanzt? fieng er an, wie traurig muß diese Hochzeit gewesen seyn! Nein, was unsere Vorfahren für gut befunden haben, das muß man nicht abkommen lassen. An seinem Hochzeittage muß man froh seyn. Wenn wir nach London kommen: so will ich alles so anordnen, wie es an meiner Hochzeit war. Es

sind, Gottlob! schon funfzig Jahre verstrichen, und ich weiß alles noch so genau, als ob es erst gestern geschehen wäre. Es ist wahr, sprach er zu Amalien, Sie sehen viel schöner aus, als meine selige Frau an ihrem Brauttage sah; aber sie war viel besser angezogen. Er beschrieb ihr mit der Freude eines Alten, dem das gefällt, was in seiner Jugend Mode gewesen, den ganzen Anzug seiner Frau, und sie versprach ihm, wenigstens um den Kopf und den Hals einen Theil von diesem Staate nachzuahmen. Sie that es auch; und in einem engen Leibchen und großen weiten Ermeln, drey oder viermal mit Bande gebunden, und in Locken, die bis auf die Schultern hiengen, gefiel sie ihm erst recht wohl. Sein Sohn mußte ihm sein Schicksal erzählen. Er weinte die bittersten Thränen, wenn Steeley auf eine betrübte Begebenheit kam; und mitten unter den Thränen machte er hier und da noch allerhand Anmerkungen. Er fuhr ihn z. E. bey dem Anfange seiner Geschichte recht väterlich an, daß er den Gesandten verlassen hätte und ein Soldat geworden wäre. Bald darauf umarmte er ihn, daß er so rechtschaffen an dem Grafen gehandelt hätte, als er auf dem Wege krank geworden. Da erkenne ich meinen Sohn, rief er. Gott weiß es, ich hätte es eben so gemacht; das heißt seinen Freunden in der Noth dienen! Bey der Begebenheit mit dem Popen in Rußland machte er ihm keine Vorwürfe. Deine Liebe zur Wahrheit, sprach er, ist dir freylich übel bekommen, und ich wünschte, es wäre nicht geschehen; aber es ist doch allemal besser, seine Meynung frey heraus zu sagen, als mit einer niederträchtigen

Furchtsamkeit zu reden. Ich sehe dich, weil die Sache von der Religion hergekommen ist, als einen Märtyrer an; und ich danke Gott für den Muth, den er dir gegeben hat. Bey den großen Diensten, die der Graf Steeleyn in Siberien erwiesen, nahm er eine recht majestätische Miene an. Nun, sprach er, das ist Großmuth! mehr kann kein Freund an dem andern thun. Ach Herr Graf, sie haben noch ein redlicher Herz, als ich und mein Sohn. Ihnen habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich sie rühmen. Die Geschichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wußte, daß sie seinen Vater am meisten rühren würde. Er ließ alles Freundschaft in ihrem Umgange seyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreise aus Moskau entstehen. Alles gefiel ihm, alles war schön an Amalien, und je mehr er aus der ganzen Erzählung schloß, daß Amalie vor ihrer Vermählung seinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, desto freudiger ward er, und desto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendigt war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, sprach er, mein Sohn ist ihrer nicht werth. Er verdienet eine liebe Frau; aber wodurch hat er sie verdienet? Kommen sie mit nach London, ich habe ein großes Haus, und es ist in der ganzen Welt nicht besser, als in London. Was, fieng sie an, als in London? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir seine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen lassen wollte.

Er war wirklich bey allen seinen kleinen Fehlern ein recht liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit, mit der er sie begieng, machte sie angenehm. Er war dreist, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und seine Vorurtheile waren entweder unschuldig, oder doch dem Umgange nicht beschwerlich. Wir begiengen diesen und den folgenden Tag das Hochzeitfest nach seinem Plane. Er war auf die anständigste Art munter, und weckte uns alle durch sein Beyspiel auf. Sein Leibspruch war: man kann fromm und auch vergnügt seyn. Mein Sohn, sprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun soll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denselben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen R— und den Grafen, und gegen seinen Sohn selbst, ein Jüngling. Das heißt, fieng er an, recht ausgeschweift. So spät bin ich seit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber ist doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch diese Nacht stürbe; so würde mir meine Freude doch nichts schaden. R— fragte ihn bey dieser Gelegenheit, wie er sich denn bis in sein hohes Alter so munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode besiegt hätte, da er ihm nach seinen Jahren so nahe wäre. Daß ich noch so munter bin, sprach er, das ist eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den ersten Jahren an gewöhnet worden bin. Und warum sollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann; ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weiß, daß ich Niemand mit Willen um einen Pfennig betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott

wird es auch gegen mich seyn. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser seyn. — Mußte man einen solchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinne umgegangen war, und doch ein so edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das große Vermögen, das Amalia besaß, keine besondere Freude. Mein Sohn, sprach er, du hast ein Glück mehr, als andere Leute; aber du hast auch eine Last mehr, wenn du dein Glück recht brauchen willst.

Nachdem er das Vergnügen eingesammelt hatte, das sich ein Vater in seinen Umständen wünschen konnte; so waren alle unsre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in sein Vaterland abzuhalten. Ich will in London sterben, sprach er, und bey meiner Frau begraben werden; lassen sie mich reisen, ehe die See stürmisch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurück lassen und zufrieden seyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte seinen Vater nicht allein reisen lassen, und sich doch auch nicht von uns trennen. Mit Einem Worte, wir entschlossen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten und den Winter über da zu bleiben. Dieses hatte der Alte gewünscht; aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, stifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, so hieß der junge Mensch, der seine Geliebte ehemals verlassen hatte, war völlig von seiner Krankheit wieder hergestellt. Er wünschte nichts, als seine Braut zu besitzen, und mit seinem Vater

wieder

wieder ausgesöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geschrieben; aber er wollte nichts von seinem Sohne mehr wissen, und versicherte uns, daß er ihn, so geringe sein Vermögen wäre, doch schon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir sahen, daß er die Thorheit seiner Jugend in seinen männlichen Jahren wieder gut machen würde. Er hatte in Leiden bis in sein siebenzehntes Jahr studirt, und nachdem auf seines Vaters Willen in ein Contoir gehen müssen. Andreas war auf das erste Wort willig, ihn in seine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie stattete die Braut sehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tausend Thaler. Wir streckten ihm überdieß noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles dieses seinem Vater, um ihn desto eher zu gewinnen. Wir überließen also Carolinen unsre Tochter und unser Haus zur Aufsicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeleys Ankunft zur See. Der Wind war uns so günstig, daß wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu seyn, setzten wir uns in dieses; allein zu unserm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Christian der Amalie. Dieser wollte seinem Herrn die Chatoulle, in welcher der größte Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Christian, es mag nun seine Unvorsichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld gewesen seyn, ließ vor unsern

Augen die Chatoulle in die See fallen, und schoß in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er sich zu sehr über Bord gehoben hatte, selbst nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als funfzigtausend Thalern war in einem Augenblicke verloren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch so lieb, als zuvor? Steeley betheuerte es ihr mit einem heiligen Schwure, und nun war sie zufrieden. Der alte Steeley, so wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergessen. Er hielt dem alten Christian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn sie getrost, sprach er, ich habe, Gottlob! so viel, daß sie beide nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können. Den armen Christian kostete diese Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und starb bald nach unsrer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine ausserordentliche Liebe für diesen Menschen, und sie ließen ihn den verursachten Verlust so wenig entgelten, daß sie ihn vielmehr für seine Treue auf die großmüthigste Art noch auf seinem Sterbebette belohneten. So bald sie vom Doctor höreten, daß wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig wäre: so ließen sie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht sichtbar zu überführen, daß sie nicht auf ihn zürnten; denn dieses war sein Kummer. Kurz vor seinem Tode besuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch und setzte sich vor das Bette des Kranken, um ihn sterben zu sehen. Er hat ein sanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es seyn müßte, ich

wollte gleich mit ihm sterben. Der Sterbende schien sich noch einmal aufrichten zu wollen, und indem schoß ihm ein Strom vom Blute aus dem Munde, und Christian war todt. Bin ich nicht erschrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte sich nicht aufrecht erhalten, und wir mußten ihn hinein tragen lassen. Laßt mir meinen Großvaterstuhl bringen, fieng er an, in diesem will ich sterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stuhl, und er ließ ihn vor das Fenster, das nach dem Garten gieng, setzen, damit er den Himmel ansehen könnte. Er hub seine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen,) daß wir ihn nicht stören sollten. Nachdem er sein Gebet verrichtet, rief er seinen Sohn. Ich fühle es, sprach er, daß ich bald sterben werde. Der gute Christian hat mich recht erschreckt: aber wer kann dafür! Hier hast du den Schlüssel zu meinem Schreibtische. Gott segne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlasse; es ist kein Heller von unrechtmäßigem Gute dabey. Der Doctor, nach dem wir geschickt hatten, kam, und öffnete ihm eine Ader, wozu der Alte Anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er schlug ihm eine an dem Fuße, und auch da kam keines. Sieht er, sprach der Alte, daß seine Kunst nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hoffnung? Keine, sprach der Medicus. So gefällt es mir, war seine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen sie sich, fuhr der Doctor fort, der guten Augenblicke, wenn sie noch einige Ar-

stalten zu treffen haben. Der Alte lächelte: als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hätte, die Anstalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig, bis auf das Abschiednehmen. Wo sind meine Kinder, und meine lieben Gäste? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbesondere Abschied. Ach, fieng er darauf an, wie schön wirds in jener Welt seyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am ersten da umarmen? — Es wird mir ganz dunkel vor den Augen; aber sonst ist mir recht wohl, recht — Bey diesen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf starb er.

Der Anfang unsers Aufenthalts in London war also traurig, und das Geräusche der Stadt und der Besuch war uns so beschwerlich, daß wir uns gleich nach der Beerdigung entschlossen, den Rest des Herbsts, und den Winter selbst, auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daselbst sechs Monate recht zufrieden und meistens einsam, ausser daß wir zuweilen die Schwester von der ehemaligen Braut unsers Steeleys besuchten, und wieder von ihr besuchet wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entschlossen, niemals zu heirathen. Niemand, als sie, wußte, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Loewenhoeck. Dieses Frauenzimmer, die nichts weniger als schön war,

besaß doch die liebenswürdigsten Eigenschaften. Amalie, sie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schwester zu, und ehrten ihr Andenken mit unsern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London besuchten nunmehr das Land. Das nächste Gut an dem unsrigen gehörte dem Staatssecretair Robert. Dieser hatte mit Steeleyn ehemals in Oxford studirt, und Steeley war sehr begierig, ihn nach so vielen Jahren einmal wieder zu sehen. Er schrieb an ihn, so bald er hörte, daß er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniß, daß er ihn nebst seiner Frau und noch ein Paar guten Freunden besuchen dürfte. Robert, der noch gar nicht gewußt hatte, daß Steeley wieder aus Moskau zurück gekommen war, schickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnsucht und Freundschaft, und zugleich seinen eigenen Wagen. R— war unpaß, und wir fuhren also ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präsentirte ihm meinen Gemahl unter seinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unser Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungestört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergesetzt, und ausser den Complimenten noch nichts gesprochen, als der Bediente des Staatssecretairs hereintrat, und jemanden anmeldete, aber so sachte, daß wir nichts, als das Wort, Abgesandter, verstehen konnten. Müssen wir denn gestört werden? fieng Robert ganz zornig an,

und eilte den Augenblick nebst dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben sitzen, und erwarteten mit größtem Verdruß den neuen Gast; aber o Himmel, was für ein Augenblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S— herein geführt brachte! Wir sprangen beide von der Tafel auf, und wußten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben sollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er seinen Augen nicht trauen wollte; indem sah er den Grafen, und erschrack, daß er blaß wurde. Robert merkte nichts von diesem Geheimnisse, und nöthigte den Prinzen und uns, die er seine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte sich, und sagte, daß er schon gefrühstücket hätte, und nur gekommen wäre, sich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daß er ihm Gesellschaft leisten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben sie mir ihren Jäger mit, sprach er ganz zerstreut; auf den Abend will ich gewiß ihr Gast seyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben sie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlin ergehen? Das war der Prinz von S—. Er wird in den Verrichtungen seines Königs hier seyn, und ich, ich — Robert kam mit einer unruhigen Miene wieder. Ich weiß nicht, sprach er, warum der Prinz so bestürzt war. Er muß jemanden von ihnen kennen, oder zu kennen sich einbilden. Er fragte insonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich sagte ihm, daß ich mit meinen Gästen selbst noch nicht bekannt wäre. Er ist in den Angelegenheiten des Königs von Schweden seit kurzer Zeit hier, und

wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehen. Unser Wirth schloß aus unsrer Bestürzung auf ein Geheimniß, und bat, daß wir ihm die Sache entdecken sollten, wenn sie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles sagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G—. Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht schon bekannt seyn. Ich bin vor zehen Jahren als ein Schwedischer Obrister so unglücklich gewesen, daß mir das Leben durch das Kriegsrecht abgesprochen worden ist. Darauf erzählte er ihm das Uebrige, und wie er zu seiner Sicherheit, als ein Gefangner der Russen, den Namen Loewenhoeck angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, ist mein Feind, und meine Verurtheilung ist vielleicht eine Wirkung seiner Rache gewesen. Ich will ihnen die Ursache nicht sagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu suchen. Sie ist ihm vielleicht nachtheiliger, als seine Rache selbst. Ich schließe aus seiner Bestürzung, daß er mich für todt muß gehalten haben, und wer weiß, ob nicht die Zeit seinen Haß gegen mich vertrieben hat. Bin ich, schloß er endlich, nicht so unschuldig, als ich ihnen gesagt habe: so lasse mich Gott noch durch die Verfolgung dieses Prinzen sterben. Unser Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Gesicht trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben sie bey mir, sprach er, Ich will alle mein Ansehen bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlassen sie sich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etli-

chen Stunden entgegen fahren, und ihn zurück holen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen sagen, was sie thun sollen. Erzählen sie mir indessen alles, was zu ihrem Schicksale gehöret; denn ich sehe doch, daß wir itzt nicht essen können. Wir thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht sagen; ich will es ihnen aber beweisen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daß wir uns bis zu seiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten sollten. Wir erwarteten ihn daselbst zwischen Furcht und Hoffnung, und waren beynahe entschlossen, ohne seine Erlaubniß wieder zurück zu kehren. Endlich sahen wir ihn nebst dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte sich über diesen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederschlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, sprach er, wenn ichs auch nicht immer gewesen bin, und ich wünschte, daß sie der meinige werden möchten. Wir haben sie alle für todt gehalten. Ich weiß, daß ihnen bey der Armee zu viel geschehen ist, und es kömmt auf sie an, was sie für eine Genugthuung fordern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die sie mir schon ertheilt haben, nämlich daß ich unschuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie sind ihrer so werth, versetzte der Prinz, daß ich ihnen in seinem Namen zweyerley zum voraus verspreche. Wollen sie mit nach Schweden und zur Armee zurück kehren: so biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieß wird die beste Ehrenerklärung für das seyn, was

ihnen als Obristen Schuld gegeben worden ist. Wollen sie dieß nicht: so bleiben sie hier. Ich will es bey dem Könige so weit bringen, daß sie als Schwedischer Envoye bey meiner Abreise zurück bleiben sollen. Sagen sie Ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, sie zu überzeugen, daß ich sie hoch schätze, und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf schlug beides aus. Ich bin zufrieden, sprach er, daß sie mein Freund sind, und mich in die Gnade des Königs von neuem setzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die große Welt wagen, und glücklich seyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geschäfte beschließen. Robert mengte sich endlich in das Gespräch, und unsere Furcht vor dem Prinzen verminderte sich. Es sey nun, daß seine Rache gesättigt war, oder daß ihn sein Gewissen gequält hatte; so bezeigte er den ganzen Abend eine ausserordentliche Freude, daß der Graf noch lebte, den er so viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that so großmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidiget worden. Der Prinz nahm noch denselben Abend von uns Abschied, weil er sehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn sie mein Freund sind, sprach er zum Grafen: so besuchen sie mich noch diese Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf versprach es ihm, allein er konnte sein Wort nicht halten; die Zeit war da, daß ich ihn zum andernmale verlieren sollte. Denn in eben dieser Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unserm großmüthigen Wirthe auf unser La gut zurück, und das Fie-

der ließ den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen so entkräftet, daß er die Hoffnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von seiner Seite, und suchte mir ihn recht wider den Willen des Schicksals zu erhalten; so vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor seinem Ende wünschte er, daß ihn der Prinz besuchen möchte. Wir ließens ihm eiligst melden, und er war den Tag darauf schon zugegen. Sehen sie, sprach der Graf, daß ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abschied von ihnen nehmen, und sie und mich überzeugen, daß ich als ihr Freund sterbe. Der Prinz war so gerührt, und zugleich so beschämt, daß er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette sitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit seinem Mitleiden. Der Graf ward so schwach, daß er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen ihn zu verlassen. Der Prinz gieng mit größter Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abschied zu nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu sich selber. Amalie, Steeley und R—, der doch selbst noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, sprach er zu mir, hätte ich euch nicht wieder gesehen. Ach, meine Gemahlin, der Tod ist nicht schwer; aber euch und meine Freunde zu verlassen, das ist bitter. Ich sterbe; und ihnen, mein lieber R—, überlasse ich meine Gemahlin. Er starb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben. Er war ein Beweis

der zärtlichsten Liebe, und bis zur Ausschweifung groß. Ich fand eine Wollust in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken ließ, und Amalie klagte mit mir, anstatt, daß sie mich trösten sollte. R— mußte die Zeit über das Bette hüten, und auch dieses vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein sann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beste Zeit des Jahres verstrichen war, mit ihm nach London zurück zu kehren.

Das erste, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von London wegzugehen, und wagte es in Roberts Gesellschaft bey unsrer Ankunft mir die Condolenz abzustatten. Er wiederholte seinen Besuch binnen zween Tagen etliche mal, und begehrte, daß ich ihm eine Bittschrift an den König mitgeben und um die Ersetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten sollte. Ich gab ihm eine, bloß um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Besuch von dem Staatssecretair. Ich will ihnen, fieng er nach etlichen Complimenten an, die Ursache meines Besuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weiß nicht, ob sie mich ohne Unwillen anhören werden. Wissen sie, daß ihm seine Gemahlin vor etlichen Jahren gestorben ist? Er wünscht, sie als Gemahlin mit nach Schweden nehmen zu können, und es ist nichts gewissers, als daß er sie auf das äusserste liebt. Mit Einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles gesagt, und sie dürfen sich bey ihrer Antwort nicht den geringsten Zwang anthun. Steeley und Amalie

und R— waren zugegen, als er mir den Antrag that; und R— erschrack, als ob er mich schon verloren hätte. Ich entsetzte mich selbst über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieses: Hier ist mein Gemahl, und wies auf den Herrn R—. In der That war er mir noch so schätzbar, daß ich ihn allen Andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entschließen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, soll ich sagen zärtlich, oder schwach genug dazu gewesen, wenn er länger gelebt hätte. Er starb bald darauf an seiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübniß über seinen Verlust überführte mich, wie sehr ihn mein Herz noch geliebt hatte.

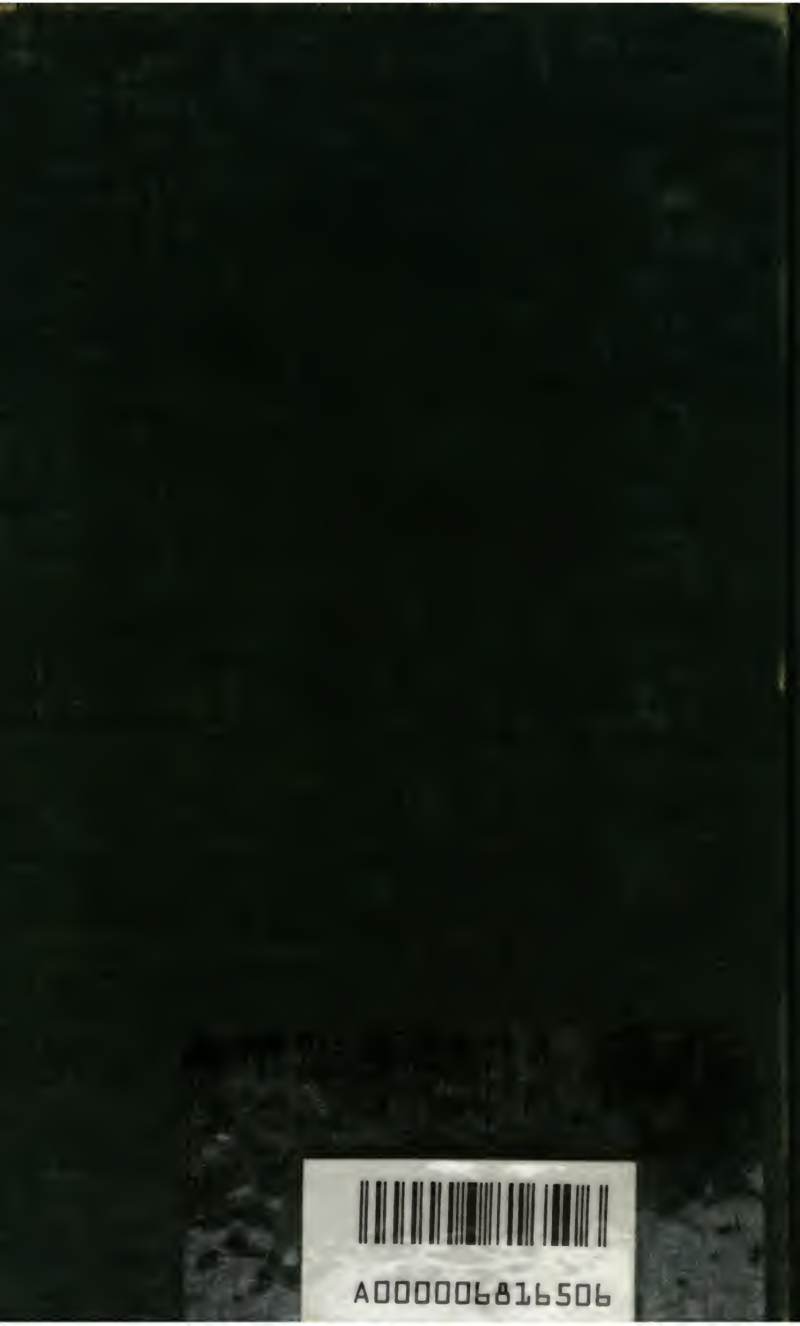
A000006816506

831
G28xls
v.4

223359

Gellert

Sämmtliche Werke


A000006816506